Der
EWIGE JUDE.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt nach dem Original im Feuilleton des Constitutionnel.

Vollständigste Ausgabe in zehn Bänden.

Siebenter Band.

Berlin, 1845.
Verlag von A. Hofmann & Comp.

Der schwarze Panther aus Java.

Erstes Kapitel.

Der Unterhändler.

Wenige Tage waren seit der Feuersbrunst in der Fabrik des Herrn Hardy verflossen. Der folgende Auftritt fand in dem Hause der Clovisstraße statt, in welchem Rodin ein jetzt aufgegebenes Absteigequartier gehabt hatte, und wo, wie bekannt, auch Klatschrose wohnte, die ohne alle Bedenklichkeit die häusliche Einrichtung ihres Freundes benutzte.

Es war ungefähr Mittag; Klatschrose, allein in dem Zimmer des immer noch abwesenden Studenten, frühstückte sehr gemüthlich neben ihrem Kaminfeuer, aber welch' sonderbares Frühstück, welch' seltsames Kaminfeuer, welch' wunderliches Zimmer.

Man denke sich ein ziemlich geräumiges, durch zwei Fenster ohne Vorhänge erhelltes Zimmer, denn da die Fen=

ster die Aussicht in's Freie hatten, brauchte der Inhaber dieser Wohnung keine neugierigen Blicke zu fürchten. Eine Seite des Zimmers diente als Garderobenkammer; man sah dort an einem Kleiderrechen das üppige Abladercostüm Klatschrosens neben dem Bootsmannskittel Philemon's und seinen weiten Hosen von grober Sackleinwand hängen, die so betheert waren von tausend Stückpforten, tausend Haifischen, tausend Wallfischen, als ob dieser unerschrockene Matrose eine Reise um die Welt im Mastkorbe einer großen Fregatte mitgemacht hätte. Ein Kleid Klatschrosen's hing anmuthig über den Beinen einer Hose mit Kamaschen, die unter dem Rocke hervorzukommen schienen. Auf dem untersten Brett einer kleinen, außerordentlich bestaubten und vernachläßigten Bibliothek sah man neben drei alten Stiefeln (warum drei Stiefeln?) und mehreren leeren Flaschen einen Todtenkopf stehen, ein osteologisches Andenken der Freundschaft, das einer der Freunde Philemon's, ein Student der Medizin, ihm hinterlassen hatte. In Folge eines im Quartier latin sehr beliebten Scherzes hielt dieser Todtenkopf zwischen seinen prächtigen weißen Zähnen eine irdene Pfeife mit schwarz geräuchtem Kopf; außerdem bedeckte seinen glänzenden Schädel zur Hälfte ein keck auf ein Ohr gesetzter und mit verblichenen Blumen und Bändern geschmückter eigenthümlicher Hut. Wenn Philemon betrunken war, betrachtete er diesen Schädel und erging sich in begeisterten Monologen über den philosophischen Zusammenhang zwischen dem Tode und den thörigten Freuden des Lebens.

Zwei oder drei an die Wand genagelte Gypsbüsten, mit mehr oder minder zerstoßenen Nasen und Kinn zeugten

von Philemon's vorübergehender Wißbegierde in Bezug der Schädellehre; ein Geduld und Nachdenken erforderndes Studium, aus dem er die streng logische Schußfolgerung gezogen hatte: daß, da er die Erhöhung des Schuldenmachens besäße, er sich in das Verhängniß seiner Organisation fügen müsse, das ihm die Gläubiger zur Lebensnothwendigkeit gemacht habe.

Auf dem Kamin stand unversehrt und in seiner ganzen Majestät der riesige Festpokal des Bootsmanns, neben einer Theekanne von Porzellan mit abgebrochenem Henkel und einem Dintenfaß von schwarzem Holze, dessen Mündung zur Hälfte mit einer grünlichen pilzigen Schicht bedeckt war.

Von Zeit zu Zeit wurde die Stille dieser Wohnung durch das Girren der Tauben unterbrochen, die Klatschrose mit herzlicher Gastfreundschaft in Philemon's Arbeitszimmer aufgenommen hatte.

Fröstelnd, wie eine Wachtel, schmiegte sich Klatschrose in die Kaminecke und schien behaglich die milde Wärme eines hellen Sonnenstrahl's zu genießen, welcher sie mit rosigem Licht übergoß.

Dieses ausgelassene kleine Wesen trug eines der wunderlichsten Kostüme, das jedoch die blühende Frische ihrer siebzehn Jahre, ihre reizenden Züge und ihr entzückend schönes, stets von früh Morgens an, mit sorgfältig gekämmtem und gescheiteltem blonden Haar gekröntes Gesichtchen ungemein hervorhob.

Höchst unbefangen hatte Klatschrose Philemon's großes Hemde von scharlachrother Wolle, welches seiner Amtstracht als Bootsmann entnommen war, als Schlafrock angezogen.

Der offene, umgeschlagene Kragen ließ die Weiße der Leinewand am ersten Kleidungsstück des jungen Mädchens wahrnehmen, so wie auch ihren Hals, den Ansatz ihres vollen Busens und ihre Schultern mit Grübchen: liebliche Schätze von so fester und glänzender Sammetweiche, daß das scharlachrothe Hemd sich auf ihrer Haut rosa schattirt abzuspiegeln schien. Die frischen, fleischigen Arme der Grisette traten halb unter den weiten, zurückgeschlagenen Aermeln hervor und man sah auch halb ihre übereinandergeschlagenen reizenden Beine, die morgens schon mit weißen, festangezogenen Strümpfen bekleidet waren, welche vom Knöchel an in niedlichen Halbstiefelchen steckten. Ein schwarzseidenes Halstuch, welches das scharlachrothe Hemd um die Wespentaille Klatschrosens, über ihren, der Begeisterung eines modernen Phidias würdigen Hüften zusammenhielt, verlieh diesem vielleicht etwas zu üppig andeutendem Kleidungsstücke eine ganz besondere Anmuth.

Wir sagten, daß das Feuer, an dem Klatschrose sich wärmte, seltsam sei ... Man urtheile: die Rücksichtslose, die Verschwenderin heizte, da es ihr an Holz fehlte, sparsamerweise mit Philemon's Stiefelblöcken, welche übrigens dem Auge ein ungemein regelmäßig brennendes Feuer darboten.

Wir sagten auch, daß Klatschrosen's Frühstück eigenthümlich sei. Man urtheile selbst. Auf einem kleinen, vor ihr stehenden Tische, befand sich ein Waschbecken, in welchem sie unlängst ihr frisches Gesichtchen in ein nicht minder frisches Wasser getaucht hatte; aus diesem, gefälliger Weise in eine Salatschüssel verwandeltem Waschbecken, nahm Klatschrose, wir müssen es gestehen, mit ihren Fingerspitzen große

grasgrüne Salatblätter, mit Essig angemacht, zum Halszusammenziehn. Dieses Grün zermalmte sie dann mit aller Kraft ihrer kleinen weißen Zähne, deren Schmelz zu unangreifbar war, um stumpf zu werden; zum Getränk hatte sie sich ein Glas Wasser mit Johannisbeersaft zurechtgemacht, dessen Vermischung sie mit einem hölzernen Senflöffel unterhielt. — Als Beiessen sah man endlich ein Dutzend Oliven in einem jener blauen dunkeln Gläser zu fünfundzwanzig Sous. Ihr Dessert bestand aus Nüssen, die sie auf einer an dem Feuer von Philemon's Stiefelblöcken glühend gemachten Schaufel zu rösten gedachte.

Daß Klatschrose bei der Wahl einer so unglaublichen und rohen Nahrung durch die Frische ihres Teint's ihres Namens würdig blieb, ist eines jener göttlichen Wunder, welche die Allmacht der Jugend und der Gesundheit offenbaren.

Nachdem Klatschrose ihren Salat verspeist und sich eben über die Oliven hermachen wollte, klopfte es leise an ihre, züchtig von Innen verriegelte Thür.

— Wer ist da? — fragte Klatschrose.

— Gut Freund... Ein Alter von den Alten — antwortete eine helle, fröhliche Stimme. — Sie schließen sich also ein?

— Ei, Sie sind es, Niniplappertasche?

— Ja, geliebtes Mündel... Oeffnen Sie mir gleich ... Es hat Eile.

— Ihnen öffnen? — Ach warum nicht gar! — So wie ich angezogen bin... das wäre hübsch!

— Ich glaube wohl — daß es, wie Sie gebaut

sind, hübsch wäre, ja sogar sehr hübsch, Sie rosigste aller Rosen, mit denen Amor je seinen Köcher geschmückt hat!!

— Predigen Sie doch Buße und Moral in Ihrem Journal ... Sie dicker Apostel! — sagte Klatschrose, indem sie das scharlachrothe Hemd wieder zu Philemon's Anzug hing.

— Nun? werden wir etwa noch lange so zur größten Erbauung der Nachbarn durch die Thür hindurch sprechen? — fragte Niniplappertasche. — Bedenken Sie, daß ich Ihnen höchst wichtige Dinge mitzutheilen habe ... Dinge ... die Sie in Erstaunen setzen werden.

Lassen Sie mir doch Zeit, ein Kleid anzuziehen ... Sie dicker Quälgeist!

Wenn es meiner Schaamhaftigkeit wegen geschieht, so denken Sie sich dieselbe nicht zu empfindlich. Ich bin keine Zierpuppe und nehme Sie gern so, wie Sie sind.

— Und ein solcher Unhold ist der Liebling aller Sakristeien — sagte Klatschrose, indem sie die Thür öffnete und ein Kleid um ihren Nymphenwuchs vollends zuhakte.

— Ah! endlich sind Sie also wieder in den Taubenschlag zurückgekehrt, Sie niedlicher Zugvogel! — sagte Niniplappertasche, indem er die Arme kreuzte und Klatschrose mit komischem Ernste groß ansah. — Und wo kommen Sie her, wenn man fragen darf? — Es sind jetzt drei Tage, das sie nicht hier im Neste waren, sie garstige, kleine Taube.

— Das ist wahr ... ich bin erst gestern Abend zurückgekommen, Sie waren also während meiner Abwesenheit hier?

— Ich war alle Tage hier ... und eher zwei Mal als ein Mal Mademoiselle, denn ich habe Ihnen höchst wichtige Dinge zu sagen!

— Wichtige Dinge? Dann werden wir was zu lachen bekommen.

— Durchaus nicht, es ist sehr ernst — sagte Niniplappertasche und setzte sich nieder. — Aber vor allen Dingen, was haben Sie während der drei Tage gethan, die Sie außerhalb der ... ehelichen und philemonischen Wohnung verbrachten? — Erst muß ich das wissen, bevor ich Ihnen mehr sage.

— Wollen Sie Oliven? — fragte Klatschrose und knaupelte an einer dieser Oelfrüchte.

— Das ist Ihre Antwort.. ich verstehe... Armer Philemon.

— Es ist gar keine Rede von „armer Philemon", Sie Lästerzunge. Clara hat einen Todesfall in ihrem Hause gehabt und während der ersten Tage nach der Beerdigung fürchtete sie sich, die Nächte allein zuzubringen.

— Ich dachte, Clara sei hinlänglich geschützt... gegen diese Furcht.

— Darin irren Sie sich grade — Sie schändliche Natter! da ich zu dem armen Mädchen ging, um ihr Gesellschaft zu leisten —

Bei dieser Versicherung summte der religiöse Schriftsteller mit völlig ungläubiger und schlauer Miene zwischen den Zähnen.

— Das heißt soviel, als: ich habe Philemon Streiche gespielt — rief Klatschrose, indem sie mit der Entrüstung der ungerecht beargwöhnten Tugend eine Nuß knackte.

— Ich sage nicht Streiche, sondern nur einen einzigen kleinen, niedlichen, rosenfarbigen Streich.

— Ich sage Ihnen, daß ich mich durchaus nicht zu meinem Vergnügen von hier entfernt habe.. im Gegentheil, denn während dieser Zeit... ist die arme Cephise verschwunden.

— Ja, die Bachanalkönigin ist auf Reisen, Mutter Arsène hat es mir gesagt... aber wenn ich mit Ihnen von Philemon spreche, fangen Sie von Cephise an... Das ist mir nicht ganz klar.

— Der schwarze Panther, der am Theater der Porte St. Martin gezeigt wird, soll mich fressen, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sage... Apropos, da wir gerade davon sprechen: Sie werden zwei Plätze nehmen und mich hinführen diese Thiere zu sehen, nicht wahr, meine liebe Plappertasche? Es sollen allerliebste wilde Thiere sein.

— Ach! Sie sind närrisch?

— Wie so?

— Daß ich Ihre Jugend als ein gemachter Oheim zu diesen mehr oder minder stürmischen Tulpentänzen führe, das geht an, ich riskire wenigstens nicht, dort meine frommen Meister zu finden. Aber Sie grade in ein Fastnachtschauspiel zu führen, denn jetzt finden nur Thiervorstellungen statt, da braucht' ich nur meine Geistlichen zu begegnen, das würde sich hübsch ausnehmen, mit Ihnen Arm in Arm.

— Sie nehmen eine falsche Nase vor... und machen Stege an Ihre Beinkleider, mein dicker Apostel, dann wird man Sie nicht erkennen.

— Es handelt sich hier nicht um falsche Nasen, sondern um das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, da Sie mir versichern, keine Liebesintrigue zu haben.

— Ich schwöre es, — sagte Klatschrose feierlich, indem sie ihre linke Hand wagerecht ausstreckte, während sie mit ihrer rechten eine Nuß in den Mund steckte; dann fügte sie mit erstaunter Miene hinzu, indem sie Nini's Sackpaletot betrachtete.

— Aber, mein Gott! was haben Sie für dicke Taschen. Was ist denn darin?

— Es sind Sachen darin, die Sie betreffen, Klatschrose — sagte ernsthaft Dumoulin.

— Mich?

— Klatschrose — sagte Niniplappertasche ganz majestätisch — wollen Sie Equipage haben? — wollen Sie plötzlich statt dieses abscheuliche Loch zu bewohnen, eine reizende Wohnung? — Wollen Sie wie eine Fürstin gekleidet sein?

— Ach! gehen Sie... wieder Albernheiten... hören Si, wollen Sie Oliven?... sonst esse ich sie alle — es ist nur noch eine übrig.

Ohne auf dieses gastronomische Anerbieten zu antworten, holte Niniplappertasche aus einer seiner Taschen ein Schmuckkästchen heraus, das ein sehr schönes Armband enthielt und ließ es vor den Augen des jungen Mädchens spiegeln.

— Ach! welch' köstliches Armband! — rief sie, in ihre kleinen Hände klatschend. — Eine grüne Schlange, die sich in den Schwanz beißt... das Sinnbild meiner Liebe zu Philemon.

— Sprechen Sie mir nicht von Philemon — sagte Niniplappertasche, indem er das Armband Klatschrosen anpaßte, die ihn, laut lachend, gewähren ließ und zu ihm sagte:

— Das ist ein Einkauf, mit dem man Sie beauftragt hat, dicker Apostel, und Sie wollen sehen, wie es sich macht. Wahrhaftig, der Schmuck ist allerliebst.

— Wollen Sie, Klatschrose — hob Niniplappertasche wieder an — wollen Sie, ja oder nein: Bediente, eine Loge in der Oper und tausend Francs monatlich für Ihre Toilette?

— Immer derselbe Spaß? — Meinethalben — fahren Sie fort — sagte das junge Mädchen und ließ das Armband funkeln, aß aber dabei ihre Nüsse — aber warum immer denselben Spaß — erfinden Sie doch einen andern!

Nini langte abermals in seine Tasche und zog dies Mal eine prächtige goldene Kette heraus, welche er Klatschrosen um den Hals hing.

— O! die schöne Kette! — rief das junge Mädchen, indem sie wechselsweise das funkelnde Geschmeide und den religiösen Schriftsteller ansah.

— Wenn Sie diese auch ausgewählt haben, so haben Sie einen ausgezeichnet guten Geschmack; aber nicht wahr, ich bin doch ein gutes Mädchen, Ihnen so zum Probiren von Schmucksachen zu dienen.

— Klatschrose — begann Nini immer feierlicher — diese Kleinigkeiten sind noch gar nichts gegen das, worauf Sie Anspruch machen können, wenn Sie dem Rathe Ihres alten Freundes folgen.

Klatschrose begann Niniplappertasche mit Erstaunen anzublicken und fragte ihn:

— Was soll das heißen Nini? erklären Sie sich deutlicher, worin bestehen Ihre Rathschläge?

Dumoulin antwortete nicht, sondern langte wiederum

in seine unerschöpflichen Taschen und zog dies Mal ein Paket heraus, das er sorgfältig entfaltete; es war eine prachtvolle Mantille von schwarzen Spitzen.

Von neuer Bewunderung ergriffen, war Klatschrose aufgestanden. Dumoulin warf rasch die reiche Mantille über die Schultern des jungen Mädchens.

— Aber das ist köstlich! Ich habe nie so was Schönes gesehen! — Welches Muster, welche Stickerei! — sagte Klatschrose, indem sie Alles mit naiver, vollkommen uneigennütziger Neugierde musterte — dann fügte sie hinzu:

— Ihre Tasche ist aber ein förmlicher Laden! Wie kommen Sie zu all' diesen schönen Sachen?

Dann brach sie in ein schallendes Gelächter aus, daß sie ganz roth im Gesicht wurde und rief aus:

— Ich hab's... Ich hab's, das ist das Brautgeschenk der Frau von St. Colombe! Ich mache Ihnen mein Kompliment! Es ist auserlesen!

— Aber wo Teufel soll ich denn das Geld hernehmen, alle diese schönen Sachen zu kaufen — sagte Nini — Alles dies... ich wiederhole es Ihnen... gehört Ihnen, wenn Sie wollen und mir folgen.

— Was! — sagte Klatschrose starr vor Staunen — Sprechen Sie wirklich im Ernst?

— Vollkommener Ernst.

— Diese Anträge, als vornehme Dame zu leben?

— Diese Schmucksachen bürgen Ihnen für die Zuverlässigkeit dieser Anerbietungen.

— Und Sie... bieten mir das im Namen eines Andern an, meine arme Plappertasche?

— Ein Wort — rief der religiöse Schriftsteller mit komischer Verschämtheit. — Sie müssen mich doch hinlänglich kennen, geliebtes Mündel, um zu wissen, daß ich unfähig wäre, Sie zu einer unrechten... oder unkeuschen Handlung aufzufordern. Dazu achte ich mich zu hoch,... ungeachtet, daß dies Philemon kränken würde, der mir die Bewachung ihrer Tugend anvertraut hat.

— Dann, Nini — sagte Klatschrose immer mehr erstaunend — dann ist mir wahrlich auf Ehre alles unbegreiflich.

— Und doch ist es so einfach... ich...

— Ach! nun weiß ich — unterbrach ihn Klatschrose — Es ist ein Herr, der mir seine Hand, sein Herz und was dazu gehört, anbieten will... Konnten Sie mir das nicht gleich sagen?

— Eine Heirath? — Warum nicht gar — sagte Dumoulin achselzuckend.

— Also nicht eine Heirath? — sagte Klatschrose und verfiel wieder in ihr früheres Staunen.

— Nein.

— Und die Anträge, die Sie mir machen, sind anständig, dicker Apostel?

— Sie können nicht anständiger sein. (Und Dumoulin sagte die Wahrheit.)

— Ich brauche Philemon nicht untreu zu werden?

— Nein.

— Oder einem Andern treu?

— Eben so wenig.

— Klatschrose stand der Verstand still — dann begann sie wieder:

— Das kann Ihnen gleich sein, wenn ich mich Ihnen nur verpflichtet fühle.

— Das ist richtig.

— Also vorwärts ... gehen wir?

— Ach was! am Ende ... fressen kann man mich nicht — sagte Klatschrose entschlossen.

— Und hüpfend holte sie ein Grisettenhütchen, rosig wie ihr hübsches Gesicht, trat vor einen zerbrochenen Spiegel, setzte den Hut ganz nach vorn auf ihren blonden Flechtenscheitel, was ihren weißen Hals und den sammtigen Ansatz ihres vollen Nackens frei machte und gleichzeitig ihrem hübschen Gesichtchen einen höchst verlockenden, um nicht zu sagen, lockeren Ausdruck gab.

— Meinen Mantel — sagte sie zu Nini, der seit ihrer Einwilligung von einer großen Sorge befreit zu sein schien.

— Pfui! ... ein Mantel! — antwortete der Cicisbeo, langte zum letzten Mal in seine Tasche, einem wahren Zwerchsack, und holte einen sehr schönen Kaschmirshawl heraus, den er Klatschrosen umhing.

— Ein Kaschmirshawl! — rief das junge Mädchen, vor freudiger Ueberraschung bebend. Mit heroischer Fassung fügte sie dann hinzu:

— Es ist abgemacht ... ich wage es.

Und von Niniplappertasche begleitet, stieg sie behenden Schrittes die Treppe hinunter.

Die redliche Gemüs- und Kohlenhändlerin war in ihrem Laden.

— Guten Morgen, Mamsell; heute sind sie früh auf! — sagte sie zu dem jungen Mädchen.

— Ja, Mutter Arsène... hier ist mein Schlüssel.

— Danke, Mamsell.

— Aber, mein Gott!... da fällt mir ein — sagte plötzlich Klatschrose leise und wandte sich zu Nini und von der Pförtnerin weg — aber Philemon?

— Philemon?

— Wenn er ankommt.

— Ei, zum Teufel! — sagte Nini und kratzte sich hinter den Ohren.

— Ja, wenn Philemon ankommt,... was soll man ihm sagen? denn ich werde vielleicht lange abwesend sein.

— Drei bis vier Monate, denke ich.

— Länger nicht?

— Ich glaube nicht.

— Dann ist es gut — sagte Klatschrose. Hierauf trat sie wieder zur Gemüsfrau heran und sagte nach kurzem Besinnen zu ihr:

— Wenn Philemon ankommen sollte, Mutter Arsène, so sagen Sie ihm... daß ich ausgegangen sei... in Geschäften...

— Ja, Mamsell!

— Daß er mich erwarten möge... ohne ungeduldig zu werden....

— Ja, Mamsell!

— Und er soll nicht versäumen, meine Tauben zu füttern, die in seinem Cabinet sind.

— Ja, Mamsell!

— Adieu, Mutter Arsène.

— Adieu, Mamsell.

Und Klatschrose stieg triumphirend mit Niniplappertasche in den Wagen.

— Mich soll der Teufel holen, wenn ich weiß, was aus Alle dem werden soll! — dachte Jacques Dumoulin, während sich der Wagen rasch aus der Clovisstraße entfernte — Ich habe indeß meine Albernheit jetzt wieder gut gemacht; das Uebrige soll mir sehr gleichgültig sein.

Zweites Kapitel.

Das Geheimniss.

Der folgende Auftritt ereignete sich einige Tage nach der Entführung Klatschrosen's durch Niniplappertasche.

Fräulein von Cardoville saß sinnend in ihrem mit grünem Gros de Tours tapezirten Arbeitszimmer, das mit einem durch große Karyatiden von vergoldeter Bronze geschmückten Büchergestell aus Ebenholz meublirt war.

An verschiedenen untrüglichen Anzeichen errieth man, daß Fräulein von Cardoville in den Künsten gegen ernste und traurige Gedanken Zerstreuung gesucht hatte. — Neben einem offenstehenden Piano stand eine Harfe vor einem Musikpult; weiterhin sah man auf einem mit Pastell- und Aquarellfarbenkästchen bedecktem Tische mehrere englische Velinbogen mit lebhaft colorirten Skizzen. — Es waren größtentheils Darstellungen orientalischer Landschaften, in denen allen die lebhaften Lichter des Orients glänzten.

Getreu ihrer Laune, zu Hause pittoresk gekleidet zu gehen, glich Fräulein von Cardoville an diesem Tage einem jener erhabenen Portraits von Velasquez, voll edler, ernster Haltung. — Ihr Kleid war aus schwarzem Moirée, mit faltenreichen Rocke, sehr langer Taille und mit Aermeln, die mit Puffen aus Rosaatlas und Schnüren agatnen Bernsteins besetzt waren. Eine spanische, wohl gestärkte Krause reichte ihr beinahe bis zum Kinn hinauf und wurde von einem breiten, rosafarbigen Band um den Hals herum festgehalten. Dieser sanft bewegte Busenschleier rundete sich auf der zierlichen Wölbung eines, mit Schnüren von schwarzen Schmelzperlen versehenen Mieders aus Rosaatlas, das am Gürtel spitz auslief.

Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie sehr dieses schwarze Kleid mit seinen reichen glänzenden Falten, durch das Rosenroth und den funkelnden Schmelzglanz gehoben, mit der blendenden Weiße von Adriennen's Teint und den goldigen Wellen ihres schönen Haares harmonirte, dessen lange seidene Ringeln ihr bis auf den Busen herabwallten.

Das junge Mädchen lehnte in halb liegender Stellung auf einer mit grünem Gros de Tour überzogenen Causeuse; — die nach der Seite des Kamins zu ziemlich hohe Rücklehne senkte sich allmälig bis zum Fuß dieses Meubles hinab. Eine Art halbrundes, ungefähr fünf Fuß hohes, leichtes Spalier von vergoldeter Bronze mit blühenden Lianen behangen (herrliche passiflores quadrangulata, wurzelnd in einem tiefen Blumenkasten von Ebenholz, aus welchem das Spalier emporragte) durchrankte dieses Kanapee mit einer Art Laubschirm, welcher durch große von außen grüne und

innen purpurrothe Blumen, von einem eben so glänzenden Schmelz übersäet war, wie jene Porzellanblumen, die Sachsen uns liefert. Ein sanfter lieblicher Duft, gleich einer schwachen Mischung von Veilchen und Jasmin entströmte dem Kelche dieser wunderschönen Passifloren.

Seltsam genug lagen eine ziemliche Anzahl ganz neuer und eben erst aufgeschnittener Bücher (Adrienne hatte sie vor einigen Tagen kaufen lassen) rings umher zerstreut: einige auf der Causeuse, andere auf einem kleinen Guéridon, noch andere endlich, darunter mehrere große Mappen mit Kupferstichen, auf dem reichen Zobelteppich, der zu den Füßen des Divans ausgebreitet war. Noch seltsamer, behandelten alle diese Bücher verschiedenen Formats und von verschiedenen Autoren sämmtlich denselben Gegenstand.

Adrienne's Haltung verrieth eine Art schwermüthiger Niedergeschlagenheit. Ihre Wangen waren bleich; ein leichter bläulicher Ring um ihre großen, schwarzen, halb geschlossenen Augen verlieh diesen einen Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Gar mancherlei Ursachen veranlaßten diese Traurigkeit, unter andern auch das Verschwinden der Mayeux. Ohne grade bestimmt den heimtückischen Zuflüsterungen Rodins zu glauben; der zu verstehen gab, daß sie aus Furcht, durch ihn entlarvt zu werden, nicht gewagt hätte, im Hause zu bleiben, empfand Adrienne doch eine peinliche Herzbeklemmung bei dem Gedanken, daß dieses junge Mädchen, zu dem sie ein so festes Vertrauen gehabt hatte, ihrer beinahe schwesterlichen Gastfreundschaft entflohen sei, ohne auch nur ein Wort der Dankbarkeit an sie zu richten. Man hatte sich nämlich wohl gehütet, ihr die wenigen Zeilen zu zeigen,

welche die arme Näherin im Augenblick ihres Fortgehens in aller Eil an ihre Wohlthäterin geschrieben hatte: nur von dem auf dem Schreibbüreau gefundenen Bankbillet von fünfhundert Francs hatte man ihr gesagt, und dieser, so zu sagen, unerklärliche Umstand hatte auch noch dazu beigetragen, einen schmerzlichen Argwohn bei Fräulein von Cardoville hervorzurufen. Sie empfand bereits die unseligen Folgen dieses Mißtrauens gegen Alle und Alles, das Rodin ihr anempfohlen hatte. Dieses Gefühl von Mißtrauen und Zurückhaltung mußte um so mächtiger werden, da Fräulein von Cardoville, bisher der Lüge fremd, zum ersten Mal in ihrem Leben ein Geheimniß zu bewahren hatte... das gleichzeitig ihr Glück, ihre Schaam und ihre Qual ausmachte.

Auf dem Divan liegend blätterte Adrienne sinnend, niedergeschlagen und sehr zerstreut, in einem der kürzlich gekauften Bücher. Plötzlich schrie sie vor Ueberraschung laut auf. Die Hand, in der sie das Buch hielt, zitterte wie Laub und von nun an schien sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit, mit verzehrender Neugierde zu lesen. Bald glänzte Begeisterung in ihren Augen; ihr Lächeln wurde unaussprechlich lieblich, sie schien stolz, glücklich und entzückt;... als sie aber das letzte Blatt umschlug, sprachen sich getäuschte Hoffnung und Verdruß in ihren Zügen aus.

Sie begann von Neuem diese Lektüre, welche sie so süß erregt hatte, diesmal aber las sie jede Seite mit berechneter Langsamkeit, indem sie gleichsam jede Zeile, jedes Wort buchstabirte; von Zeit zu Zeit hielt sie inne, und nachdenklich, ihre Stirn vornübergebeugt und auf ihre schöne Hand gestützt, schien sie dann in tiefer Träumerei die Sätze zu

erwägen, welche sie so eben mit zarter, inbrünstiger Liebe gelesen hatte. Bald kam sie zu einer Stelle, die einen solchen Eindruck auf sie machte, daß eine Thräne in ihrem Auge glänzte; rasch schlug sie das Buch um, um auf dem Umschlag den Namen des Verfassers zu sehen. Mit dem Ausdruck besonderer Dankbarkeit betrachtete sie einige Sekunden diesen Namen und konnte sich nicht enthalten, lebhaft ihre rosigen Lippen auf die Seite zu drücken, auf welcher er gedruckt stand. Nachdem sie mehrere Male die Zeilen, von denen sie so ergriffen worden, überlesen, vergaß sie wohl die Buchstaben über dem Geist und gab sich einem so tiefen Nachdenken hin, daß das Buch ihrer Hand entglitt und auf den Teppich fiel....

Während dieser Träumerei hatte anfänglich der Blick des jungen Mädchens mechanisch auf einem wundervollen Basrelief geheftet, das auf einem Ebenholzgestell neben einem der Fenster stand.

Dieser prächtige, erst kürzlich nach einem, der Antike nachgebildeten Gypsmodell ausgeführte Bronzeabguß stellte den Triumphzug des indischen Bachus dar. Nie hatte vielleicht die griechische Kunst eine so seltene Vollkommenheit erreicht.

Der junge Eroberer, halb mit einem Löwenfell bekleidet, welches die jugendliche und liebliche Reinheit seiner Formen bewundern ließ, strahlte in göttlicher Schönheit. — Mit sanftem und zugleich stolzem Blick, auf einem von zwei Tigern gezogenen Wagen stehend, lehnte er mit der einen Hand auf einen Thyrsusstab indeß er mit der andern in ruhiger Majestät sein wildes Gespann leitete.... Bei dieser sel-

tenen Mischung von Anmuth, Kraft und Heiterkeit erkannte man den Helden, der mit den Menschen uud Unthieren der Wälder so blutige Kämpfe bestanden hatte.

Durch den matten Ton des Reliefs ließ das von der Seite auf dieses Bildwerk fallende Licht die Gestalt des jungen Gottes prächtig hervortreten; fast ganz erhaben ausgearbeitet erglänzte es, auf diese Weise beleuchtet, gleich einer herrlichen Statue von hellem Golde auf dem dunkeln und unebenen Bronzegrund.

Als Adrienne zuerst ihren Blick auf dieser seltenen Vereinigung göttlicher Eigenschaften ruhen ließ, waren ihre Züge ruhig und träumerisch; als aber diese anfangs fast mechanische Beschauung immer aufmerksamer und wohlbedachter wurde, stand das junge Mädchen plötzlich auf und näherte sich langsam dem Basrelief, als ob sie der unbesiegbaren Anziehungskraft einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachzugeben schien.

Nun begann eine leichte Röthe von ihren Wangen aufzusteigen, ergoß sich allmälig über ihr Gesicht und verbreitete sich rasch über Stirn und Hals.

Sie trat dem Basrelief noch näher und nachdem sie einen verstohlenen, fast schamhaften Blick um sich herumgeworfen, als fürchte sie, bei einer tadelnswerthen Handlung überrascht zu werden, streckte sie zwei Mal ihre vor Aufregung zitternde Hand aus, um nur mit der Spitze ihrer reizenden Finger die eherne Stirn des indischen Bachus zu berühren. Aber zwei Mal hielt sie eine Art schamhaften Stocken's zurück.

Endlich wurde die Versuchung zu stark... Sie unter-

lag derselben . . . und nachdem ihr Alabasterfinger das hellgoldige Gesicht des jungen Gottes geliebkoset hatte, ruhte er kühner eine Secunde auf seiner edeln und reinen Stirn. . . .

Bei dieser doch nur so leisen Berührung schien Adrienne von einem elektrischen Schlage getroffen; sie schauderte am ganzen Körper; ihre Augen wurden schmachtend und nachdem sie einen Augenblick in ihrem feuchten, glänzenden Perlmutter verschwommen gewesen, erhoben sie sich zum Himmel, wurden schwer und schlossen sich halb. . . . Nun neigte sich der Kopf des jungen Mädchens ein wenig nach hinten, ihre Kniee bogen sich unmerklich, ihre rosigen Lippen öffneten sich halb, um ihrem glühenden Athem Raum zu geben, denn ihr Busen hob sich mächtig, als ob der Vollsaft der Jugend und des Lebens die Schläge ihres Herzens beschleunige und ihr Blut in Wallung setze. Unwillkührlich verrieth das brennende Gesicht Adriennen's gleichzeitig ein schüchternes und leidenschaftliches, keusches und sinnliches Entzücken, dessen Ausdruck unbeschreiblich ergreifend war. Wie unaussprechlich ist in der That der Anblick einer Jungfrau, deren züchtige Stirn vom ersten Feuer eines geheimen Verlangens erglüht? . . . Belebt nicht der Schöpfer aller Dinge den Leib wie die Seele mit seinem göttlichen Funken? Muß er nicht frommer Weise in den Sinnen verherrlicht werden, mit denen er seine Geschöpfe so väterlich begabt hat? Ruchlose, Gotteslästerer sind diejenigen, welche diese göttlichen Sinne zu ersticken suchen, statt ihren himmlischen Schwung zu leiten, zu harmonisiren.

Plötzlich erbebte Fräulein von Cardoville, richtete ihren Kopf wieder empor, schlug die Augen auf, als ob sie aus

einem Traum erwache, trat rasch zurück, entfernte sich von dem Basrelief und mit ihren brennenden Händen die Stirn bedeckend, machte sie, gewaltsam aufgeregt, einige Schritte durch's Zimmer.

Dann sank sie gleichsam aufgelöst auf einen Sessel nieder; ihre Thränen flossen in Strömen, der bitterste Schmerz spiegelte sich in ihren Zügen, die nun die tiefen Spuren des unseligen Kampfes verriethen, der in ihrem Herzen stattfand.

Dann versiegten ihre Thränen allmälig und auf die Krisis einer so schmerzlichen Erschöpfung folgte ein heftiger Verdruß, ein ärgerlicher Unwille gegen sich selbst, der sich in folgenden ihr entschlüpften Worten aussprach.

— Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich schwach und feig... ja!... feig! ganz feig! . . . .
. . . .

Das Geräusch einer sich öffnenden und wieder schließenden Thür riß Fräulein von Cardoville aus ihren bittern Betrachtungen. Georgette trat ein und sagte zu ihrer Gebieterin:

— Kann das gnädige Fräulein den Herrn Grafen von Montbron empfangen?

Adrienne hatte zu viel Lebensart, um in Gegenwart ihrer Dienerin das Mißbehagen zu zeigen, welches ihr ein jetzt ungelegener Besuch verursachte; sie fragte Georgette:

— Haben Sie dem Herrn Grafen gesagt, daß ich zu Hause bin?

— Ja, Fräulein.

— Bitten Sie ihn, einzutreten.

Obwohl Fräulein von Cardoville in diesem Augenblick

der Besuch des Grafen von Montbron äußerst unangenehm war, so müssen wir doch bemerken, daß sie eine fast kindliche Zuneigung zu ihm, eine hohe Achtung vor ihm hegte; durch einen übrigens häufig vorkommenden Contrast war sie dennoch fast immer einer seinen Ansichten entgegengesetzten Meinung, in Folge dessen wenn Fräulein von Cardoville ganz freien Geistes war, die ausgelassen lustigsten, lebhaftesten Discussionen entstanden, bei denen Herr von Montbron trotz seines satyrischen und skeptischen Witzes, seiner gereiften Erfahrung, seiner seltenen Kenntniß der Menschen und Dinge, nicht immer den Sieg davon trug und seine Niederlage heiter eingestand. So hatte er zum Beispiel, um nur einen Begriff von der Meinungsverschiedenheit des Grafen und Adrienne zu geben, ehe er sich, wie er scherzhaft sagte, zu ihrem Mitschuldigen gemacht, immer ihren Willen, allein und nach Gefallen zu leben (aus andern Gründen, als die Fürstin von St. Dizier anführte) bekämpft, während Rodin dagegen dadurch, daß er dem Entschlusse des jungen Mädchens in dieser Beziehung, einen großartigen Zweck unterlegte, eine Art Einfluß über sie erlangt hatte.

Jetzt sechzig Jahr alt, war Graf von Montbron zur Zeit des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs einer der glänzendsten Männer. Seine Verschwendung, seine Bonmots und kleinen Ungezogenheiten, seine Duelle, Liebschaften und Verluste im Spiel hatten fast immer den Gesellschaften damaliger Zeit Stoff zur Unterhaltung geliefert. In Bezug auf seinen Charakter, sein Herz und seinen Umgang müssen wir anführen, daß er fast mit allen seinen früheren Geliebten in den aufrichtigsten Freundschaftsver-

hältnissen geblieben war. Zur Zeit, wo wir ihn dem Leser vorführen, spielte er hoch und nobel; er hatte einen sehr vornehmen Anstand, ein entschiedenes, feines, süffüsantes Wesen. Seine Manieren waren die der besten Gesellschaft, mit einem Zusatze von verletzender Impertinenz, wenn ihm die Leute nicht gefielen. Er war groß, schmächtig und hatte eine fast noch jugendliche Haltung, eine sehr hohe, kahle Stirn, kurze graue Haare, halbmondförmigen grauen Backenbart, ein langes Gesicht, eine Adlernase, blaue scharfblickende Augen und noch sehr schöne Zähne.

— Der Herr Graf von Montbron! — sagte Georgette, die Thür öffnend.

Der Graf trat ein, ging auf Adrienne zu und küßte ihr mit einer Art väterlicher Vertrautheit die Hand.

— Wohlan! — dachte Herr von Montbron bei sich selbst — suchen wir die Wahrheit zu erfahren, die ich erforschen will, um vielleicht ein großes Unglück zu verhüten.

Drittes Kapitel.

Die Geständnisse.

Fräulein von Cardoville, welche die Ursache der sie aufgeregten heftigen Empfindungen nicht durchschauen lassen wollte, empfing den Grafen von Montbron mit einer erheuchelten und gezwungenen Heiterkeit; Graf von Montbron seinerseits fühlte sich dagegen trotz seiner großen Gewandheit im Umgange höchst verlegen, den Gegenstand zur Sprache zu bringen, über den er mit Adrienne berathen wollte; er beschloß daher, wie man zu sagen pflegt, erst das Terrain zu sondiren, bevor die Unterhaltung ernstlich beginne.

Nachdem er das junge Mädchen einige Secunden angeblickt, schüttelte er den Kopf und sagte mit einem Seufzer des Bedauerns:

— Mein liebes Kind ... ich bin nicht zufrieden.

— Herzeleid ... oder Würfelleid, lieber Graf? — fragte Adrienne lächelnd.

— Herzeleid — antwortete Graf von Montbron.

— Wie? ein so nobler Spieler wie Sie, sollte sich mehr um den Streich eines Weiberkopfes, als um das Fallen der Würfel bekümmern?

— Ich habe Herzeleid . ., und Sie sind Schuld daran, mein liebes Kind.

— Herr Graf, Sie werden mich sehr stolz machen! — sagte Adrienne lächelnd.

— Dann würden Sie Unrecht haben . . . denn mein Herzeleid rührt eben daher, daß Sie, ich sage es frei heraus, Ihre Schönheit vernachlässigen . . . Ja, sehen Sie nur Ihre bleichen, matten, eingefallenen Züge . . . seit einigen Tagen sind Sie traurig . . . Sie haben irgend einen Kummer . . . davon bin ich überzeugt.

— Lieber Herr Graf, Sie besitzen so viel Scharfsinn, daß es Ihnen auch einmal erlaubt ist, sich zu irren . . . und das begegnet Ihnen heute . . . Ich bin nicht traurig, ich habe keinen Kummer . . . und ich will Ihnen eine ungeheure, eine sehr stolze Arroganz bekennen . . . ich habe mich nie so hübsch gefunden.

— Im Gegentheil, es giebt nichts Bescheideneres als dieser Anspruch . . . Und wer hat Ihnen diese Unwahrheit gesagt? eine Frau?

— Nein . . . mein Herz und es hat die Wahrheit gesprochen — erwiederte Adrienne mit leichter Aufregung; — dann fügte sie hinzu:

— Begreifen Sie . . . wenn Sie können.

— Wollen Sie damit sagen, daß Sie stolz auf die Entstellung Ihrer Züge sind, weil Sie stolz auf die Leiden

Ihres Herzens sind? fragte Graf von Montbron, indem er Adrienne forschend anblickte. — Nun! ich hatte also Recht; Sie drückt ein Kummer . . . Ich komme wieder darauf zurück — fügte der Graf mit wahrhaft herzlichem Tone hinzu — weil es mir zu schmerzlich ist.

— Beruhigen Sie sich; ich bin so glücklich, wie man nur sein kann; denn jeden Augenblick gefalle ich mir in dem Gedanken, daß ich in meinen Jahren frei . . . durchaus frei bin.

— Ja . . . frei . . . sich zu quälen . . . frei . . . ganz nach Belieben unglücklich zu sein.

— Gehen Sie, lieber Graf — sagte Adrienne — unser alte Streit fängt wieder an . . . ich finde in Ihnen den Verbündeten meiner Tante . . . und des Abbé von Aigrigny wieder.

— In mir? ja . . . ungefähr wie die Republikaner und die Legitimisten Verbündete sind; sie vereinigen sich . . . um sich nachher zu vernichten. . . . Da wir übrigens von Ihrer Tante sprechen: man sagt, seit einigen Tagen finde bei ihr eine Art von Concil statt, in dem es äußerst lebendig hergehe . . . ein wahrer Bischofsmützenaufruhr . . . Ihre Tante ist auf gutem Wege.

— Warum nicht? Ehemals würde sie sich um die Rolle der Göttin der Vernunft beworben haben . . . jetzt werden wir sie vielleicht heilig gesprochen sehen . . . Hat sie nicht bereits die erste Hälfte vom Leben der heiligen Magdalene hinter sich?

— Sie werden nie so viel Böses von ihr sagen, als sie thut, mein liebes Kind. . . . Nichts destoweniger, obwohl

aus ganz entgegengesetzten Gründen ... dachte ich in Bezug auf Ihre Caprice allein zu leben ... wie sie.

— Ich weiß es.

— Ja, und grade deshalb, weil ich Sie noch tausend Mal freier zu sehen wünschte, als Sie es sind ... rieth ich Ihnen ... ganz einfach ...

— Mich zu verheirathen ...

— Allerdings. Auf diese Weise würde sich Ihre liebe Freiheit ... mit Allem was dazu gehört, statt Fräulein von Cardoville Frau von ... wie Sie wollen, genannt haben ... Wir hätten Ihnen einen vortrefflichen Gatten ausgesucht, der ... für Ihre Unabhängigkeit verantwortlich gewesen wäre.

— Und wer wäre für diesen lächerlichen Mann verantwortlich gewesen? Wer würde sich so weit herabgewürdigt haben, um den von Allen verhöhnten, verspotteten Namen zu tragen? Ich vielleicht? — sagte Adrienne, indem sie etwas heftig wurde — Nein, nein, mein lieber Graf; im Guten wie im Bösen werde ich immer allein für meine Handlungen verantwortlich sein; an meinen Namen soll sich die gute oder böse Meinung knüpfen, die ich wenigstens allein veranlaßt haben werde, denn es würde mir ebenso unmöglich sein, niederträchtiger Weise einen Namen zu entehren, der nicht der meinige wäre, als ihn zu führen, wenn er nicht stets die hohe Achtung fände, deren ich bedarf. Da man aber nur für sich selbst einstehen kann ... so will ich meinen Namen behalten.

— Außer Ihnen kömmt kein Mensch in der Welt auf solche Ideen ...

— Und warum? — sagte Adrienne lächelnd — weil

es mir abscheulich erscheint, ein armes junges Mädchen in irgend einem sehr häßlichen und selbstsüchtigen Mann, so zu sagen, aufgehen und verschwinden zu sehen und sie, die Hübsche und Liebliche... wie man ganz ernst sagt... die Hälfte dieses garstigen Dinges werden zu sehen... Ja... sie, wie ich annehme, eine frische und duftende Rose würde so die Ehehälfte einer abscheulichen Distel. Nein! mein lieber Graf, gestehen Sie ein, daß diese eheliche Seelenwanderung etwas höchst Widriges hat — fügte Adrienne laut auflachend hinzu.

Die künstliche, etwas fieberhafte Heiterkeit Adrienne's stand in einem so betrübenden Widerspruch mit der Blässe und Verstörtheit ihrer Züge; es war so leicht zu erkennen, daß sie durch dieses erzwungene Lachen einen tiefen Kummer zu betäuben suche, daß Graf von Montbron schmerzlich davon ergriffen wurde. Seine Rührung jedoch verbergend, schien er einen Augenblick zu überlegen und ergriff dann mechanisch eines der kürzlich gekauften und eben aufgeschnittenen Bücher, mit denen Adrienne umgeben war. Nachdem er einen zerstreuten Blick auf den Band geworfen, fuhr er fort, ohne sich merken zu lassen, welchen peinlichen Eindruck das gezwungene Lachen des Fräulein von Cardoville auf ihn machte.

— Tollköpfchen, das Sie sind... eine neue Thorheit. ... Nehmen wir an, ich wäre zwanzig Jahr alt und Sie erzeigten mir die Ehre, mich zu heirathen... so würde man Sie doch Frau von Montbron nennen, nicht wahr?

— Vielleicht...

— Wie so vielleicht? wenn wir verheirathet wären, würden Sie nicht meinen Namen führen?

— Lieber Graf — sagte Adrienne lächelnd — verfolgen wir eine Hypothese nicht weiter, die mir nur... Bedauern zurücklassen kann....

Plötzlich machte Graf von Montbron eine Bewegung und blickte Fräulein von Cardoville mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung an.

Seit einigen Augenblicken hatte der Graf, während er mit Adrienne plauderte, mechanisch zwei oder drei der hier und dort auf der Causeuse herum liegenden Bücher in die Hand genommen und eben so mechanisch hatte er auch den Titel dieser Bücher angesehen.

Das erste Buch führte den Titel: Neuere Geschichte Ostindiens; das zweite: Reise in Ostindien; das dritte: Briefe über Ostindien.

Mit steigender Ueberraschung hatte Graf von Montbron seine Nachforschung fortgesetzt und fand diese indische Bibliothek durch den vierten Band: Wanderungen in Ostindien vervollständigt.

Das fünfte Buch führte den Titel: Erinnerung aus Hindostan; das sechste: Bemerkungen eines Reisenden in Ostindien.

Daher entstand die Ueberraschung des Grafen von Montbron, die er aus mehreren sehr gewichtigen Gründen nicht länger hatte verbergen können und die Adrienne in seinen Blicken las.

Diese, welche das Dasein der verrätherischen Bücher, von denen sie umgeben war, völlig vergessen hatte, ließ sich unwillkührlich zu einer Regung des Verdrusses hinreißen und erröthete leicht. Dann gewann ihr fester und entschlossener

Charakter wieder die Oberhand und den Grafen fest anblikkend, sagte sie zu ihm:

— Nun!... mein lieber Graf... Worüber erstaunen Sie?

Statt zu antworten, schien Graf von Montbron, indem er das junge Mädchen anblickte, immer nachdenklicher zu werden und, zu sich selbst sprechend, konnte er sich nicht enthalten zu sagen:

— Nein... nein... es ist unmöglich... und doch...

— Es wäre vielleicht unbescheiden von mir... Ihrem Selbstgespräche beizuwohnen, lieber Graf — sagte Adrienne.

— Entschuldigen Sie mich, liebes Kind... aber was ich hier sehe, überrascht mich in solchem Grade...

— Und was sehen Sie? ich bitte...

— Die Spuren einer eben so lebhaften... eben so großen... als neuen Vorliebe... für Alles... was auf Indien Bezug hat — sagte Herr von Montbron, indem er seine Worte langsam betonte und dabei einen durchdringenden Blick auf das junge Mädchen heftete.

— Nun! — sagte herausfordernd Adrienne.

— Nun!... ich suche nach der Ursache dieser plötzlichen Neigung...

— Für die Geographie? — unterbrach Fräulein von Cardoville den Grafen. — Sie finden diese Neigung vielleicht ein wenig zu ernst für mein Alter... lieber Graf... aber, man muß doch seine Mußestunden ausfüllen... und dann, da ich auch einen Hindu, eine Art Prinzen zum Vetter habe, bekam ich Lust, mir einen Begriff von dem glücklichen

Lande zu machen ... aus dem mir diese wilde Verwandschaft zugekommen.

Diese letzten Worte wurden mit einer Bitterkeit ausgesprochen, die den Grafen von Montbron stutzig machte; indem er Adriennen aufmerksam beobachtete, begann er wieder:

— Mir scheint, daß Sie von dem Prinzen ... mit einiger Bitterkeit sprechen.

— Nein ... ich spreche mit Gleichgültigkeit von ihm.

— Er verdiente indeß ... ein anderes Gefühl ...

— Von einer anderen Person vielleicht — antwortete trocken Adrienne.

— Er ist so unglücklich! — sagte Graf von Montbron mit wahrhaft herzlichem Tone. — Erst vor zwei Tagen war ich bei ihm ... es zerriß mir das Herz.

— Was kümmert mich denn ... dieser herzzerreißende Schmerz? — rief Adrienne mit schmerzlicher, fast peinigender Ungeduld.

— Ich wünschte, daß so grausame Qualen wenigstens Ihr Mitleid erregten — antwortete ernst der Graf.

— Mir ... Mitleid! — rief Adrienne mit einer Miene empörten Stolzes; dann sich bezwingend, fügte sie kalt hinzu:

— Ach so ... Herr Graf ... es ist ein Scherz? Im Ernste verlangen Sie doch nicht von mir ... daß ich mich für die Liebesqualen Ihres verliebten Prinzen interessire.

Es lag eine so eiskalte Verachtung in den letzten Worten Adriennen's, ihre bleichen und schmerzlich verstörten Züge verriethen einen so bittern Stolz, daß Graf von Montbron betrübt sagte:

— Also ist es wahr ... man hat mich nicht getäuscht.

... Ich, der ich wegen meiner alten und treuen Freundschaft einige Anrechte auf Ihr Vertrauen zu haben glaubte, ... ich habe Nichts erfahren ... während Sie einem Andern Alles sagten.... Das schmerzt mich ... schmerzt mich tief.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf.

— Ei! mein Gott!... jetzt brauche ich keine Rücksicht mehr zu nehmen — rief der Graf — für das unglückliche Kind giebt es keine Hoffnung mehr ... Sie lieben Jemand.

Da Adrienne eine Bewegung machte, fuhr der Graf fort:

— O! Sie können es nicht läugnen ... Ihre Blässe, Ihre Traurigkeit seit einigen Tagen ... Ihre unbarmherzige Gleichgültigkeit gegen den Prinzen ... Alles sagt mir ... Alles beweist mir: Sie lieben....

Verletzt durch die Art und Weise, wie der Graf von dem Gefühl sprach, das er bei ihr voraussetzte, erwiederte Fräulein von Cardoville mit stolzer Würde:

— Sie sollten wissen, Herr Graf, daß ein errathenes Geheimniß ... kein anvertrautes Geheimniß ist. Ihre Sprache setzt mich in Erstaunen....

— Ei, liebe Freundin; wenn ich das traurige Vorrecht der Erfahrung benutze ... wenn ich errathe und Ihnen sage: Sie lieben ... wenn ich sogar so weit gehe, Ihnen diese Liebe zum Vorwurf zu machen ... so geschieht das, weil es sich, so zu sagen, um Leben oder Tod dieses armen jungen Prinzen handelt, für den ich, wie Sie wissen, jetzt eben so viel Theilnahme hege, als ob er mein Sohn wäre; denn es ist unmöglich, ihn zu kennen, ohne die zärtlichste Theilnahme für ihn zu empfinden.

— Es wäre doch sonderbar — erwiederte Adrienne mit

noch größerer Kälte nnd ironischer Bitterkeit — daß meine Liebe... angenommen, ich hegte im Herzen eine Liebe... einen so seltsamen Einfluß auf den Prinzen Djalma äußerte ... Was kümmert's ihn, daß ich liebe!! — fügte sie mit einer fast schmerzlichen Geringschätzung hinzu.

— Was es ihn kümmert!! — Wahrhaftig, liebe Freundin, jetzt scherzen Sie, verzeihen Sie mir, es Ihnen zu sagen, auf eine grausame Weise... Wie!... Dieses unglückliche Kind liebt Sie mit dem ganzen blinden Ungestüm einer ersten Liebe; zwei Mal schon hat er der Qual, die seine Leidenschaft für Sie ihm verursacht, durch Selbstmord ein Ende machen wollen... und Sie finden es sonderbar, daß Ihre Liebe für einen Andern... eine Frage über Leben und Tod für ihn sei!...

— Aber liebt er mich denn? — rief das junge Mädchen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck.

— Zum Sterben... sage ich Ihnen. Ich sah ihn...

Adrienne machte eine Bewegung des Staunens. Blaß wie sie war, wurde sie purpurroth; dann verschwand diese Röthe, ihre Lippen wurden bleich und bebten. Ihre Aufregung war so groß, daß sie einige Augenblicke nicht zu sprechen vermochte, sie legte die Hand auf ihr Herz, als wolle sie sein Klopfen mildern.

Beinahe erschreckt über die plötzliche Veränderung in Adrienne's Zügen, eilte Graf von Montbron rasch auf sie zu und sagte:

— Um Gottes Willen, armes Kind! was fehlt Ihnen?

Statt zu antworten, winkte Adrienne ihm mit der Hand, als wolle sie ihn beruhigen.

Der Graf fühlte sich auch in der That beruhigt, denn das schöne, so eben noch von Schmerz, Bitterkeit und Geringschätzung entstellte Gesicht des jungen Mädchens schien unter den lieblichsten, unaussprechlichsten Empfindungen wieder aufzuleben. Der Eindruck, den sie empfand, war so entzückend, daß sie sich darin zu gefallen schien und auch nicht den kleinsten Genuß davon verlieren wollte. — Dann aber sagte ihr die Ueberlegung, vielleicht würde sie durch eine trügerische Hoffnung getäuscht und angstvoll rief sie plötzlich dem Grafen von Montbron zu:

— Aber was Sie mir sagen... ist doch wahr... wenigstens...

— Was ich Ihnen sagte?

— Ja... daß Prinz Djalma —

— Sie rasend liebt? Leider... ist das nur zu wahr.

— Nein... nein — rief Adrienne mit entzückender Natürlichkeit — zu wahr kann das nie sein!

— Was sagen Sie? — rief der Graf.

— Aber diese... Frau? — fragte Adrienne, als ob ihr dies Wort die Lippen verbrannte.

— Welche Frau?

— Die, welche jene schmerzliche Qualen veranlaßte?

— Diese Frau?... wer sollte es anders sein als Sie?

— Ich!... O ja! ich war es: nicht wahr? nur ich!

— Auf Ehre... Glauben Sie meiner Erfahrung... nie sah ich eine aufrichtigere und rührendere Leidenschaft...

— Nie hat er im Herzen eine andere Liebe, als zu mir gehabt?

— Er?... nie!

— Man sagte mir aber doch . . .

— Wer?

— Herr Rodin.

— Daß Djalma?

— Zwei Tage, nachdem er mich gesehen, sich rasend verliebt habe.

— Herr Rodin . . . hat Ihnen das gesagt? — rief Graf von Montbron und schien plötzlich von einem Gedanken ergriffen — Aber er sagte auch Djalma'n, daß Sie in Jemand verliebt seien . . .

— Ich?

— Und eben daher rührt die gräßliche Verzweiflung des armen Kindes . . .

— Und das war auch die Ursache meiner Verzweiflung!

— So lieben Sie ihn also eben so sehr, wie er sie liebt? — rief Graf von Montbron außer sich vor Freude.

— Ob ich ihn liebe! — sagte Fräulein von Cardoville.

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach Adrienne.

— Ihre Leute . . . ohne Zweifel. . . . Fassen Sie sich! — sagte der Graf.

— Herein! — sagte Adrienne mit bewegter Stimme.

Florine erschien.

— Was giebt's? — fragte Fräulein von Cardoville.

— Herr Rodin ist eben gekommen. Da er das Fräulein zu stören fürchtete, wollte er nicht eintreten, er wird in einer halben Stunde wiederkommen. . . . Wünschen Fräulein ihn zu empfangen?

— Ja . . . ja — sagte der Graf zu Florine — und selbst dann, wenn ich noch bei dem Fräulein wäre, führen

Sie ihn nur herein.... Ist das nicht Ihre Meinung? — fragte der Graf Adriennen

— Ganz meine Meinung — antwortete diese und Entrüstung funkelte bei dem Gedanken an diese Falschheit Rodin's in ihren Augen.

— Ha! der alte Sünder! — sagte Graf von Montbron — Ich habe diesem verdrehten Halse nie getraut!

Florine ging und ließ den Grafen allein bei ihrer Gebieterin.

Viertes Kapitel.

Liebe.

Fräulein von Cardoville's Züge waren wie verklärt; zum ersten Male strahlte ihre Schönheit in vollem Glanze. Bis dahin durch Gleichgültigkeit umwölkt oder durch den Kummer verdüstert, wurde sie plötzlich durch einen blendenden Sonnenstrahl beleuchtet.

Der leichte, durch Rodin's Falschheit veranlaßte Unwille, war wie ein unbemerkbarer Schatten über die Stirn des jungen Mädchens geflogen. Was kümmerten sie jetzt diese Lügen, diese Schändlichkeiten? Waren sie nicht vereitelt? Und in Zukunft... welche menschliche Gewalt vermöchte sich jetzt zwischen sie und Djalma einzudrängen, die ihrer gegenseitig so gewiß waren? — Wer würde es wagen, gegen diese beiden entschlossenen, durch die unwiderstehliche Kraft der Jugend, der Liebe und der Freiheit gleich stark erfüllte Wesen zu ringen? Wer würde es unternehmen, ihnen in diese glühende Sphäre zu folgen, wo sie, so schön,

so glücklich, in einer unauslöschlichen Liebe verschmelzen würden, beschützt und vertheidigt durch einen undurchdringlichen Panzer, durch ihr Glück?

Kaum hatte Florine das Zimmer verlassen, so eilte Adrienne rasch auf Herrn von Montbron los; sie schien größer geworden zu sein; wer sie so leicht, so strahlend und triumphirend vortreten sah, hätte sie für eine auf Wolken daherschreitende Göttin halten mögen.

— Wann werde ich ihn sehen?

Das war ihr erstes Wort zum Grafen von Montbron.

— Nun... morgen; man muß ihn erst auf ein so großes Glück vorbereiten. Bei einer so feurigen Natur... könnte eine so plötzliche, so unerwartete Freude... furchtbar werden.

Adrienne sann einen Augenblick nach, dann sagte sie plötzlich:

— Morgen... ja... nicht vor Morgen... ich hege einen Aberglauben.

— Welchen?

— Sie sollen es erfahren.... Er liebt mich... Diese Worte sagen Alles, enthalten Alles, begreifen Alles in sich... sind Alles... und doch schweben mir tausend Fragen auf den Lippen... in Bezug auf ihn... ich werde vor Morgen keine an Sie richten... nein, weil durch ein liebliches Verhängniß... morgen für mich... ein heiliger Jahrestag ist... Von jetzt bis dahin wird mir ein Jahrhundert sein.... Glücklicher Weise... kann ich warten... Sehen Sie...

Sie winkte dem Grafen und führte ihn zu dem indischen Bachus.

— Wie er ihm ähnlich sieht! — sagte sie zum Grafen.

— In der That — rief dieser — das ist sonderbar!

— Sonderbar? — erwiederte Adrienne, mit lieblichem Stolze lächelnd — sonderbar, daß ein Heros, ein Halbgott, ein Ideal der Schönheit, Djalma gleicht?

— Wie sehr Sie ihn lieben! — sagte Graf von Montbron tief gerührt und fast geblendet von der Glückseligkeit, welche auf Adriennens Antlitz leuchtete.

— Ich mußte sehr leiden, nicht wahr? — fragte sie nach einer Pause.

Wenn ich mich aber nun nicht entschlossen hätte, aus Verzweiflung hierher zu kommen, was würde daraus geworden sein?

— Ich weiß es nicht... vielleicht wäre ich gestorben ... denn ich war hier (sie legte die Hand auf's Herz) unheilbar verwundet. Aber was mein Tod geworden wäre... wird jetzt mir Leben geben.

— Das war ja furchtbar! — sagte der Graf schaudernd — Eine solche Leidenschaft, in Ihrem Innern verschlossen, bei Ihrem Stolze.

— Ja Stolz!... aber nicht Hochmuth... Als ich seine Liebe zu einer Andern erfuhr... als ich erfuhr, daß der Eindruck, den ich bei unserer ersten Zusammenkunft auf ihn gemacht zu haben glaubte, sogleich wieder erloschen sei, da entsagte ich jeder Hoffnung, ohne meiner Liebe entsagen zu können. Statt die Erinnerung an ihn zu meiden, umgab ich mich mit Allem, was sie mir zurückrufen konnte...

In Ermangelung des Glückes giebt es noch einen bittern Genuß: für das zu leiden, was man liebt.

— Jetzt begreife ich Ihre indische Bibliothek.

Ohne dem Grafen zu antworten, holte Adrienne vom Gueridon eins der aufgeschnittenen Bücher, brachte es dem Grafen und sagte lächelnd, mit dem Ausdruck einer himmlischen Wonne zu ihm:

— Ich hatte Unrecht, es zu leugnen: ich bin hochmüthig. Da lesen Sie das... laut... wenn ich bitten darf... ich sage Ihnen, daß ich bis morgen warten kann.

Und mit der Spitze ihres reizenden Fingers deutete sie dem Grafen die Stelle an.

Dann kauerte sie sich gleichsam auf ihre Causeuse hin, und in äußerst aufmerksamer, gesammelter Haltung, den Körper vorgebeugt, die Hände auf dem Kissen gefaltet, das Kinn auf die Hände gestützt, ihre großen Augen mit einer Art von Verehrung auf den ihr gegenüberstehenden indischen Bachus geheftet, schien sie in dieser leidenschaftlichen Beschauung sich auf das Anhören der Vorlesung des Grafen von Montbron vorzubereiten.

Ganz erstaunt blickte dieser Adrienne an, die mit ihrem einschmeichelndsten Tone zu ihm sagte:

— Und recht langsam... ich bitte inständigst darum.

Herr von Montbron las folgende Stelle aus dem Tagebuche eines Reisenden in Ostindien:

„Als ich mich im Jahre 1820 in Bombay befand, sprach „man in allen englischen Gesellschaften nur von einem jungen „Helden, dem Sohne..."

Als der Graf hier einen Augenblick wegen der schwie-

rigen Aussprache des Namens von Djalma's Vater innehielt, sagte Adrienne rasch mit ihrer lieblichen Stimme:

— Dem Sohne Radschah-Singh's...

— Welches Gedächtniß! — sagte der Graf lächelnd, indem er fortfuhr:

„Einem jungen Helden, dem Sohne Radschah-Singhs, „Königs von Mundi. Bei der Rückkehr von einer fernen „und blutigen Expedition in die Gebirge, gegen diesen indi„schen König, war Oberst Drake von dem Sohne Radschah„Singhs, Namens Djalma, voll von Begeisterung. Kaum „die Jünglingsjahre erreicht, hat dieser Prinz in dem erbit„terten Kriege Beweise einer so ritterlichen Kühnheit, eines „so edlen Charakters abgelegt, daß man seinem Vater den „Beinamen: der Vater des Hochherzigen gab."

— Diese Sitte ist rührend — sagte der Graf. So den Vater dadurch zu belohnen, daß man ihn um seines Sohnes willen einen ehrenden Beinamen giebt, das ist erhaben... Aber wie sonderbar trifft sich grade dieses Buch! — sagte der Graf erstaunt... ich begreife sehr wohl, daß es geeignet ist, das kälteste Gemüth aufzuregen.

— O!... Sie werden sehen... Sie werden sehen — sagte Adrienne.

Der Graf las weiter:

„Der Oberst Drake, einer der tapfersten und besten „Officiere der englischen Armee, sagte gestern in meiner Ge„genwart, daß er, schwer verwundet, nach kräftiger Gegen„wehr von dem Prinzen Djalma zum Gefangenen gemacht, „in das Lager gebracht worden sei, bei dem Dorfe..."

Hier stockte der Graf abermals bei einem noch weit

schwierigeren Namen, als dem ersten; auch wollte er gar keinen Versuch machen ihn auszusprechen, sondern hielt inne und sagte zu Adrienne:

— Auf diesen Namen... leiste ich Verzicht...

— Aber er ist doch so leicht! — erwiederte Adrienne, indem sie mit unaussprechlicher Lieblichkeit folgenden übrigens sehr weich klingenden Namen aussprach.

„Bei dem Dorfe Shumshabad."

— Sie besitzen ein unfehlbares mnemonisches Mittel, geographische Namen zu behalten — sagte der Graf und las weiter:

„Sobald der Oberst Drake im Lager angelangt war, „empfing er die herzlichste Gastfreundschaft und Prinz Djalma „sorgte für ihn wie ein Sohn. Dort erfuhr der Oberst ei„nige Thaten, die ihn vollends für den Prinzen Djalma „begeisterten. Die beiden folgenden erzählte er in meiner „Gegenwart:

„Bei einem Gefechte begleitete den Prinzen ein junger „Hindu von ungefähr zwölf Jahren, den er zärtlich liebte „und der ihm als Page diente, indem er ihm zu Pferde „folgte und seine Waffen trug; dieses Kind wurde von sei„ner Mutter vergöttert. Im Augenblick des Abmarsches „hatte sie es dem Prinzen Djalma anvertraut und mit einem „des Alterthums würdigen Stoicismus zu ihm gesagt: Möge „er Euer Bruder sein! — Er sei mein Bruder — „hatte der Prinz ihr geantwortet. — Mitten in einer blu„tigen Niederlage wurde das Kind schwer verwundet und „sein Pferd getödtet; mit Lebensgefahr und trotz der Eile „eines forcirten Rückzuges macht der Prinz ihn frei, nimmt

„ihn vor sich auf's Pferd und flieht; man verfolgt sie; ein „Flintenschuß trifft das Pferd, aber es vermag noch ein „Baumdickicht zu erreichen, in welchem es nach einigen ver„geblichen Anstrengungen erschöpft zu Boden sank. Das „Kind war nicht im Stande zu gehen, der Prinz trägt es „fort und verbirgt sich mit ihm in den dichtesten Gebüschen. „Die Engländer kommen an und durchsuchen den Wald; die „beiden Opfer entkommen jedoch. Nachdem der Prinz einen „Tag und eine Nacht unter Kriegslisten, Beschwerden und „unerhörten Gefahren mit Hin- und Herziehen zugebracht hat „und das Kind, dessen eines Bein halb zerschmettert war, „fortwährend trug, gelingt es ihm das Lager seines Vaters „zu erreichen, zu dem er ganz einfach sagt: ich hatte sei„ner Mutter versprochen, er solle mein Bruder „sein, ich habe als Bruder gehandelt."

— Das ist bewunderungswürdig! — rief der Graf.

— Fahren Sie fort... o! fahren Sie fort — sagte Adrienne eine Thräne trocknend, ohne ihre Augen von dem Basrelief abzuwenden, welches sie fortwährend mit zunehmender Bewunderung anblickte.

Der Graf las weiter:

„Ein ander Mal begiebt sich der Prinz Djalma, von „zwei Negersklaven begleitet, vor Sonnenaufgang nach einer „sehr wilden Gegend, um sich eines Wurfes zweier kleiner, „einiger Tage alter Tiger zu bemächtigen. Das Lager war „bezeichnet. Einer der Schwarzen kriecht durch eine enge „Oeffnung in die Höhle, der andere fällt mit Djalma's „Beistand einen Baumstamm, um daraus zum Fange des „Tigers oder der Tigerin eine Schlinge zu machen. Die

„Höhle war von der Seite des Eingangs fast ganz senk„recht. Der Prinz schwingt sich behende hinauf, um mit „Hülfe des andern Negers die Schlinge zu stellen; plötzlich „ertönt ein entsetzliches Gebrüll; mit einigen Sprüngen hat „die vom Jagen zurückkehrende Tigerin den Eingang zur „Höhle erreicht. Dem Neger, welcher mit dem Prinzen die „Schlinge stellt, wird mit einem Biß der Schädel zermalmt, „der Baumstamm fällt vor den engen Eingang der Höhle, „verhindert die Tigerin hineinzudringen, versperrt aber auch „dem Neger, der mit den Tigerjungen herankommt, den „Ausgang. Ungefähr zwanzig Fuß drüber liegt der Prinz „auf einer Felsenplatte lang ausgestreckt und sieht diesen „gräßlichen Auftritt mit an. — Die durch das Geschrei „ihrer Jungen wüthend gemachte Tigerin zerfleischt die Hände „des Schwarzen, der vom Innern der Höhle aus den Baum„stamm, seine einzige Schutzwehr, festzuhalten versucht und „ein jammervolles Geschrei ausstößt."

— Das ist gräßlich! — sagte der Graf.

— O! fahren Sie fort... fahren Sie fort! — rief Adrienne mit Begeisterung — Sie werden gleich sehen, was der Heldenmuth eines edeln Herzens vermag.

Der Graf fuhr fort:

„Plötzlich nimmt der Prinz seinen Dolch zwischen die „Zähne, befestigt seinen Gürtel an einen Felsblock, läßt sich „an dem improvisirten Seile hinabgleiten, fällt einige Schritte „von dem grimmigen Thiere zu Boden, fliegt darauf los und „rasch wie der Blitz versetzt er ihm Schlag auf Schlag zwei „tödtliche Hiebe und zwar in demselben Augenblick, als der

„Neger erschöpft den Baumstamm fahren läßt und auf dem „Punkte stand, zerrissen zu werden."

— Und da wundern Sie sich über seine Aehnlichkeit mit diesem Halbgott, dem selbst die Mythe keine so edelmüthige Handlung zuschreibt! — rief das junge Mädchen mit zunehmender Begeisterung.

— Ich wundere mich nicht mehr, ich bewundere — sagte der Graf mit bewegter Stimme — Bei diesen edeln Zügen schlägt mein Herz vor Begeisterung, als wäre ich zwanzig Jahre alt.

— Und das edle Herz dieses Reisenden hat, wie das Ihrige bei dieser Erzählung geklopft — sagte Adrienne — Sie werden gleich sehen.

„Was die Kühnheit des Prinzen bewunderungswürdig „macht, ist der Umstand, daß nach den Grundsätzen der in„dischen Kasten das Leben eines Sklaven durchaus keinen „Werth hat; wenn ein Königssohn dennoch sein Leben für „die Rettung eines so untergeordneten, armen Geschöpfes „wagt, so gehorcht er einem heldenmüthigen Gefühle wahrhaft „christlicher, bisher in diesem Lande unerhörten Nächstenliebe.

„Zwei solcher Züge — sagt Obrist Drake mit Recht — „genügen, um einen Mann zu schildern; ich, der unbekannte „Reisende habe auch deshalb mit einem Gefühl hoher Ach„tung und inniger Bewunderung den Namen des Prinzen „Djalma in dieses Tagebuch eingetragen, obwohl ich mir „mit Betrübniß die Frage vorlegte, was in diesem wilden „und durch den Krieg verwüsteten Lande aus der Zukunft „des Prinzen werden soll. — So geringfügig die Huldi„gung auch sein mag, die ich diesem der Heldenzeit würdi-

„gen Charakter darbringe, so wird mindestens sein Name „mit edler Begeisterung von allen den Herzen genannt wer„den, die für Edles und Großes Mitgefühl haben."

— Und eben, beim Lesen dieser einfachen und rührenden Zeilen — sagte Adrienne — konnte ich mich nicht enthalten, den Namen dieses Reisenden an meine Lippen zu drücken.

— Ja... da ist er ganz so, wie ich ihn beurtheilte — sagte der Graf tief ergriffen und gab Adrienne das Buch zurück; diese erhob sich mit ernster Rührung und sagte:

— Da ist er ganz so, wie ich Ihnen denselben wollte kennen lehren, damit Sie... meine Verehrung für ihn begreifen; denn ich hatte diesen Muth, diese heldenmüthige Güte bei einem, wider meinem Willen belauschten Gespräch, ehe ich mich ihm zeigte, geahndet.... Von diesem Augenblick an wußte ich, daß er eben so edelmüthig wie kühn, eben so zart, eben so liebenswürdig empfänglich als entschlossen und energisch sei... Als ich ihn aber so wundervoll schön... und durch den edeln Charakter seiner Züge, selbst durch seine Kleidung, von Allem was ich bisher gesehen, so verschieden sah... als ich den Eindruck bemerkte, den ich auf ihn machte... und den ich vielleicht noch gewaltiger empfand, da fühlte ich mein Leben an diese Liebe gefesselt.

— Und Ihre Absichten jetzt?

— Himmlisch, strahlend, wie mein Herz.... Wenn Djalma sein Glück erfährt, will ich, daß er eben dieselbe Verblendung empfinde, von der ich getroffen war, weshalb ich... meine Sonne noch nicht erblicken darf... denn ich wiederhole es Ihnen... von heute bis morgen dünkt es

mich ein Jahrhundert. Ja, sonderbar! ich hätte geglaubt, nach einer solchen Offenbarung würde ich das Bedürfniß gefühlt haben, allein zu bleiben und mich in diesen Ocean entzückender Gedanken zu versenken. Aber nein!... von heute bis morgen fürchte ich die Einsamkeit.... Ich empfinde eine Art fieberhafte... unruhige... glühende Ungeduld. O! wie wollte ich die Fee segnen, die mich mit ihrem Zauberstabe berühren und bis morgen in Schlaf versenken möchte.

— Ich werde diese wohlthätige Fee sein — sagte plötzlich lächelnd der Graf.

— Sie?

— Ich!

— Aber wie?

— Die Macht meines Zauberstabes beruht darin, daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Gedanken vertreibe, indem ich sie Ihnen materiell vor Augen führe.

— Ich bitte, erklären Sie sich....

— Außerdem wird meine Idee auch noch einen andern Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich an: Sie sind so glücklich, daß Sie Alles hören können.... Ihre abscheuliche Tante und deren abscheuliche Freunde verbreiten das Gerücht, daß Ihr Aufenthalt beim Doktor Baleinier...

— Durch meine Geistesschwäche nothwendig war — sagte Adrienne lächelnd. — Ich dachte es mir wohl.

— Das ist albern; da aber Ihr Entschluß, allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde macht, so wird es nicht an Leuten fehlen, die vollkommen geneigt sind, allen möglichen Albernheiten Glauben zu schenken.

— Das hoffe ich auch.... In den Augen von Dummköpfen für närrisch zu gelten... ist sehr schmeichelhaft.

— Ja, aber den Dumköpfen zu beweisen, daß sie Dummköpfe sind, und zwar im Angesicht von ganz Paris, ist sehr ergötzlich. Man fängt jetzt aber an über ihr Verschwinden zu sprechen. Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten ausgesetzt; meine Nichte erscheint seit langer Zeit allein in unserer Loge in der italienischen Oper; Sie wünschen die Zeit bis morgen zu tödten... Hier eine vortreffliche Gelegenheit: jetzt ist es zwei Uhr; um halb vier wird meine Nichte mit dem Wagen hier sein; das Wetter ist wunderschön... im Bois de Boulogne wird es rasend voll sein; Sie machen eine angenehme Spazierfahrt; man sieht Sie bereits dort... die freie Luft, die Bewegungen werden Ihr Glücksfieber besänftigen... und heute Abend... beginnt meine Zauberei, ich führe Sie nach Ostindien...

— Nach Ostindien?

— Mitten in einen jener wilden Wälder, wo man die Löwen, die Panther und die Tiger brüllen hört... den heroischen Kampf, der Sie eben so sehr erschüttert... werden wir in furchtbarer Wirklichkeit vor Augen haben....

— Offen gesprochen, lieber Graf: Sie scherzen.

— Durchaus nicht! Ich verspreche Ihnen wirkliche wilde Thiere, schreckliche Bewohner des Landes unseres Halbgottes... brüllende Löwen und Tiger zu zeigen. Ist das nicht eben so viel werth, als ihre Bücher?

— Aber...

— Nun denn, ich muß Ihnen schon das Geheimniß meiner übernatürlichen Macht mittheilen. Nach der Spazierfahrt

speisen Sie bei meiner Nichte und nachher besuchen wir ein höchst interessantes Schauspiel, das im Theater der Porte St. Martin stattfindet.... Einer der außerordentlichsten Thierbändiger zeigt dort völlig wilde Thiere mitten in einem Walde (hier beginnt erst die Illusion) und liefert mit diesen, Tigern, Löwen und Panthern, furchtbare Scheinkämpfe. Ganz Paris läuft in diese Vorstellungen und ganz Paris wird Sie dort schöner und liebenswürdiger als jemals sehen.

— Das nehme ich an, das nehme ich an — sagte Adrienne mit kindischer Freude. Ja... Sie haben Recht — ich werde ein eigenthümliches Vergnügen empfinden bei dem Anblick dieser wilden Ungeheuer, die mich an diejenigen erinnern, welche mein Halbgott so heldenmüthig bekämpft hat; ich nehme es ferner an, weil ich zum ersten Mal in meinem Leben vor Verlangen brenne, sehr schön gefunden zu werden... selbst von Jedermann... Endlich nehme ich es an, weil...

Fräulein von Cardoville wurde zuerst durch ein leises Klopfen an die Thür, dann durch Florinen's Eintritt unterbrochen, welche Herrn Rodin anmeldete.

Fünftes Kapitel.

Die Bestrafung.

Rodin trat ein.... Mit einem raschen, auf Fräulein von Cardoville und dem Grafen von Montbron geworfenen Blick errieth er, daß er sich in einer schwierigen Lage befinden werde. Und in der That erschien ihm die Haltung Adrienne's und des Grafen nichts weniger als beruhigend.

Mißfiel dem Grafen Jemand, so zeigte er, wie schon gesagt, seine Abneigung durch ein Benehmen von verletzender Impertinenz, die durch eine gute Anzahl von Duellen unterstützt wurde. — Beim Anblick Rodin's nahmen demnach seine Züge plötzlich einen höhnischen harten Ausdruck an; an den Kamin gelehnt, mit Adrienne plaudernd, wandte er verächtlich den Kopf über die Schulter, ohne die demüthige Verbeugung des Jesuiten zu erwiedern.

Fräulein von Cardoville war überrascht, beim Anblick dieses Menschen durchaus keine Regung von Zorn oder Haß zu empfinden. Die strahlende Flamme, welche in ihrem

Herzen loderte, reinigte dasselbe von jedem rachsüchtigen Gefühl. Sie lächelte vielmehr; dann einen stolzen, freudigen Blick auf den indischen Bachus werfend, legte sie sich die Frage vor, was wohl zwei Wesen, so jung, so schön, so frei, so liebedürstend, jetzt von diesem alten, schmierigen Manne mit den gemeinen und wiedrigen Mienen zu fürchten haben könnten, der gebückt in Schlangenwindungen heranschlich. Mit einem Wort: weit entfernt, Zorn oder Abscheu gegen Rodin zu empfinden, fühlte das junge Mädchen nur eine Regung spöttischer Laune und in ihren bereits vom Glück strahlenden Augen blitzte Schadenfreude und Ironie.

Rodin fühlte sich sehr unbehaglich. Leute seines Gelichters haben weit lieber heftige, als spöttische Feinde. Den gegen sie losbrechenden Ausbrüchen des Zornes entgehen sie bald dadurch, daß sie weinend, seufzend und sich das Haar ausraufend, auf die Kniee werfen, bald dadurch, daß sie ihnen Trotz bieten und ihnen gerüstet und unverwundbar entgegentreten. Beißendem Spotte gegenüber kommen sie dagegen leicht außer Fassung. — So war es mit Rodin; er fühlte, daß er zwischen Adrienne von Cardoville und dem Grafen von Montbron stehend, einen, wie man im gemeinen Leben sagt, schlimmen Stand haben würde.

Der Graf eröffnete das Feuer. Ueber die Schulter blickend, sagte er zu Rodin:

— Ah!... ah!... Sie sind da, mein Herr Ehrenmann?

— Treten Sie näher... treten Sie doch näher — sagte Adrienne mit spöttischem Lächeln. — Sie Perle der Freunde, Sie Muster der Philosophen... Sie, erklärter

Feind jeder Arglist, jeder Lüge... Ich muß Ihnen mein Compliment machen....

— Von Ihnen nehme ich Alles an, mein theures Fräulein... selbst unverdiente Complimente — sagte der Jesuit, gezwungen lächelnd und dadurch seine garstigen gelben und schadhaften Zähne zeigend. Aber darf ich fragen, weshalb mir Ihre Complimente zu Theil werden?

— Ihr Scharfblick,... denn der ist seltener Art — sagte Adrienne.

— Und ich — sagte der Graf — ich huldige Ihrer Wahrheitsliebe... die nicht minder ungewöhnlich... vielleicht einzig in Ihrer Art ist.

— Ich, scharfblickend, mein theures Fräulein? inwiefern? — fragte Rodin kalt, — ich wahrheitsliebend, worin, Herr Graf? — fügte er, sich an Herrn von Montbron wendend, hinzu.

Inwiefern? — sagte Adrienne. — Nun, Sie haben ein Geheimniß errathen, das mit unzähligen Schwierigkeiten und Mysterien umgeben ist. Mit einem Worte: Sie haben im geheimsten Innern eines Frauenherzens zu lesen vermocht....

— Ich, mein theures Fräulein?...

— Ja Sie, und freuen Sie sich darüber.... Ihr Scharfblick hat die glücklichsten Resultate herbeigeführt.

— Und Ihre Wahrheitsliebe hat Wunderdinge bewirkt — fügte der Graf hinzu.

— Es thut dem Herzen wohl, gut zu handeln, selbst ohne es zu wissen — sagte Rodin, der immer auf seiner Hut, bald den Grafen, bald Adrienne mit lauernden Blicken

anschielte.... Darf ich aber wissen, wofür man mich lobt....

— Die Dankbarkeit macht es mir zur Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen — sagte Adrienne mit Schadenfreude — Sie haben entdeckt und dem Prinzen Djalma gesagt, daß ich leidenschaftlich... Jemanden liebe... Wohlan! ... Freuen Sie sich Ihres Scharfblicks... es war wirklich so.

— Sie haben entdeckt und dem Fräulein gesagt, daß Prinz Djalma leidenschaftlich... Jemanden liebe — begann der Graf. — Wohlan!... Freuen Sie sich Ihres Scharfblicks... es war wirklich so.

Rodin stand bestürzt und verlegen da.

— Dieser Jemand, den ich so leidenschaftlich liebte — sagte Adrienne — war der Prinz.

— Diese Person, die der Prinz so leidenschaftlich liebte — sagte der Graf — war das Fräulein.

Diese höchst beunruhigenden, Schlag auf Schlag folgenden Offenbarungen betäubten Rodin. Er blieb stumm und ängstlich, indem er an die Zukunft dachte.

— Begreifen Sie jetzt unsre Dankbarkeit gegen Sie? — begann Adrienne in noch spöttischerem Tone. — Ihrem Scharfblick, der rührenden Theilnahme, die Sie für uns hegten, verdanken wir es, ich und der Prinz, daß wir über unsere gegenseitigen Gefühle aufgeklärt worden sind.

Allmälig gewann der Jesuit seine Kaltblütigkeit wieder. Seine scheinbare Ruhe reizte den Grafen von Montbron sehr und ohne Adrienne's Gegenwart hätte er dem Gespräch eine ganz andere Wendung gegeben.

ich eine sehr einfache Art zu antworten — ich sage nicht — mich zu rechtfertigen;... denn ich rechtfertige mich niemals.

— Wahrhaftig! — sagte der Graf.

— Niemals! — sagte Rodin kalt — das übernehmen meine Handlungen. Ich antworte also ganz einfach, daß, als ich den tiefen, den gewaltigen, fast erschreckenden Eindruck sah, den das Fräulein auf den Prinzen gemacht hatte...

— Diese Versicherung, welche Sie mir von der Liebe des Prinzen gaben — unterbrach Adrienne mit bezauberndem Lächeln Rodin — möge Ihnen das Böse vergeben, was Sie mir zufügen wollten... der Anblick unseres bevorstehenden Glückes... sei Ihre einzige Strafe.

Vielleicht bedarf es weder Vergebung noch Strafe, mein theures Fräulein, denn wie ich die Ehre hatte dem Herrn Grafen zu bemerken: die Zukunft wird meine Handlungen rechtfertigen... Ja, ich mußte dem Prinzen sagen, daß Sie eine andere Person liebten als ihn, eben so, wie ich Ihnen sagen mußte, daß er eine andere Person liebe als Sie... und zwar in Ihrem gegenseitigen Interesse... Meine Zuneigung zu Ihnen mag mich irre geleitet haben... das ist möglich; ich bin nicht unfehlbar... allein durch mein früheres Benehmen gegen Sie, mein theures Fräulein, habe ich vielleicht ein Recht, mich zu verwundern, auf solche Weise behandelt zu werden.... Dies soll keine Klage sein; ... wie ich mich niemals rechtfertige... beklage ich mich auch niemals.

— Das ist, bei Gott, äußerst heroisch, mein lieber Herr — sagte der Graf. — Sie verschmähen, sich über das Böse, was Sie thun, weder zu beklagen, noch zu rechtfertigen.

— Das Böse, was ich thue? — fragte Rodin, den Grafen fest anschauend — Sprechen wir in Räthseln?

— Wie nennen Sie es denn sonst, mein Herr — rief der Graf empört — durch Ihre Lügen den Prinzen in eine so gräßliche Verzweiflung gestürzt zu haben, daß er zwei Mal seinem Leben ein Ende machen wollte? — was ist es denn anders, durch Ihre Lügen auch das Fräulein so grausam und so vollständig irregeleitet zu haben, daß ohne den Entschluß, den ich heute ausgeführt, dieser Irrthum noch fortdauern und die unseligsten Folgen herbeigeführt haben würde?

— Werden Sie mir wohl die Ehre erzeigen, mir zu sagen, Herr Graf, welches Interesse ich an dieser Verzweiflung, an diesen Irrthümern habe, angenommen, ich hätte sie herbeiführen wollen.

— Ohne Zweifel ein bedeutendes Interesse — antwortete barsch der Graf — und ein um so gefährlicheres, je versteckter es ist, denn Sie gehören wie ich sehe, zu den Leuten, denen das Unglück Anderer Vergnügen und Nutzen bringen muß.

— Das ist zu viel, Herr Graf; ich würde mich mit dem Nutzen begnügen — sagte Rodin, sich verneigend.

— Ihre unverschämte Kaltblütigkeit macht mich nicht irre — antwortete der Graf — Alles dies ist sehr verdächtig. Es ist fast unmöglich, daß eine so nichtswürdige Schurkerei eine für sich allein dastehende Handlung ist.... Wer weiß, ob das nicht auch wieder eine der Wirkungen des Hasses ist, welchen die Fürstin von St. Dizier gegen Fräulein von Cardoville hegt.

Adrienne hatte dem vorgehenden Wortwechsel mit großer Aufmerksamkeit zugehört.

Auf einmal fuhr sie zusammen wie von einer plötzlichen Offenbarnng erleuchtet.

Nach kurzer Pause sagte sie ohne Bitterkeit, ohne Zorn, sondern mit einer milden und heitern Ruhe zu Rodin:

— Man sagt, die glückliche Liebe thue Wunder.... Ich möchte fast daran glauben, denn nachdem ich einige Minuten über Alles nachgedacht und mir gewisse Umstände in's Gedächtniß zurückgerufen habe, erscheint mir Ihre Handlungsweise jetzt in einem ganz neuen Lichte.

— Und was wäre das für eine neue Ansicht, mein theures Fräulein?

— Damit Sie von meinem Gesichtspunkte aus sehen, erlauben Sie mir einige Thatsachen hervorzuheben. Die Mayeux war mir in edelmüthiger Weise ergeben; sie hatte mir unbedingte Beweise von Anhänglichkeit gegeben; ihr Verstand war ihrem edlen Herzen gleich.., gegen Sie aber empfand sie eine unüberwindliche Abneigung... Plötzlich verschwindet sie auf geheimnißvolle Weise aus meinem Hause ... und an Ihnen hat es nicht gelegen, wenn ich keinem abscheulichen Verdacht Raum gegeben. Herr Graf von Montbron hegt eine väterliche Zuneigung zu mir, für Sie aber, ich muß es Ihnen gestehen, wenig Sympathie; auch zwischen Ihm und mir haben Sie sich bemüht, Mißtrauen zu erregen... Der Prinz Djalma endlich, faßt eine innige Liebe zu mir... und Sie wenden die abscheulichsten Lügen an, dieses Gefühl zu ertödten... Zu welchem Zwecke han-

deuten Sie so?... Ich weiß es nicht... aber unbedingt ist er mir feindlich.

— Mir scheint, mein Fräulein — antwortete Rodin sehr ernst — daß sich mit Ihrem Nichtwissen auch das Vergessen für geleistete Dienste verbindet.

— Ich will nicht leugnen, daß Sie mich aus dem Hause des Doktor Baleinier befreit haben... aber am Ende wäre ich einige Tage später unfehlbar durch den Grafen von Montbron hier befreit worden....

— Sie haben Recht, liebes Kind — sagte der Graf es ist sehr möglich, daß man sich das Verdienst dessen hat zueignen wollen, was durch den Beistand ihrer wahren Freunde nothwendiger Weise bald geschehen mußte.

— Sie sind nahe dem Ertrinken: ich rette Sie; sind Sie mir dankbar?... Gefehlt — sagte Rodin mit Bitterkeit — ein andrer Vorübergehender hätte Sie später gewiß auch gerettet.

— Der Vergleich hinkt ein wenig — sagte Adrienne. — Ein Krankenhaus ist kein Fluß, und obwohl ich jetzt vollkommen überzeugt bin, daß Sie das Schwimmen verstehen, so war es für diesen Fall wohl unnöthig... Sie haben mir ganz einfach eine Thür geöffnet... die sich später unfehlbar öffnen mußte.

— Sehr gut! liebes Kind — rief der Graf mit lautem Gelächter über Adrienne's Antwort.

— Ich weiß wohl, daß Ihre besonderen Aufmerksamkeiten sich nicht blos auf mich allein erstreckt haben... Sie haben dem Marschall Simon seine Töchter wiedergegeben... aber man darf annehmen, daß die Klage des Herrn Marschalls, Herzogs von Ligny, in Betreff seiner Kinder nicht

vergeblich gewesen wäre; Sie haben sogar einem alten Soldaten sein Kaiserkreuz, eine wahre Reliquie für ihn, zurückgegeben; das ist sehr rührend... Endlich haben auch Sie den Abbé von Aigrigny und den Doktor Baleinier entlarvt... aber ich selbst war entschlossen, sie zu entlarven. Uebrigens giebt Alles dies den Beweis, daß Sie ein Mann von außerordentlichem Geiste sind.

— O! mein Fräulein — sagte Rodin demüthig.

— Von unerschöpflicher Erfindungsgabe....

— Mein Fräulein!...

— Meine Schuld ist es nicht, wenn Sie in unserer langen Unterredung im Hause des Doctor Baleinier diese Ueberlegenheit des Geistes verrathen haben, die mich überrascht... ich gestehe es Ihnen... höchlichst überrascht hat ... und die Sie diesen Augenblick in Verlegenheit zu setzen scheint.... Räumen Sie es mir ein, mein Herr: einem so ausgezeichneten Geiste wie dem Ihrigen, ist es sehr schwer, das Incognito zu bewahren; da es indessen möglich wäre, daß wir auf verschiedenen, ja sehr verschiedenen Wegen — fügte Adrienne ironisch hinzu — auf dasselbe Ziel zusteuern ... (ich beziehe mich auf unsre Unterredung beim Doktor Baleinier) so will ich im Interesse unsrer zukünftigen Gemeinschaft, wie Sie sich ausdrückten, Ihnen einen Rath geben... und offen mit Ihnen reden.

Rodin hatte mit anscheinender Gleichgültigkeit dem Fräulein von Cardoville zugehört, indem er, den Hut unter'm Arm, die Hände auf seiner Weste gefaltet hielt und die Daumen drehte. Das einzige äußere Anzeichen der furchtbaren Verwirrung, in welche ihn Adrienne's ruhige Worte

versetzten, bestand darin, daß die fahlen, heuchlerisch niedergeschlagenen Augenlider allmälig ganz roth wurden, so heftig strömte das Blut ihnen zu. Nichts desto weniger antwortete er dem Fräulein von Cardoville mit festem Ton, indem man sich tief verneigte:

— Ein guter Rath und ein offenes Wort sind stets vortreffliche Dinge.

— Sehen Sie, mein Herr — begann Adrienne wieder etwas aufgeregt — die glückliche Liebe verleiht einen solchen Scharfblick, eine solche Energie, einen solchen Muth, daß man der Gefahren spottet... Fallstricke entdeckt... dem Hasse ... Trotz bietet. Glauben Sie mir: die göttliche Klarheit, welche zwei wahrhaft liebende Herzen umweht, ist hinreichend, jedes Dunkel zu verscheuchen, alle Fallstricke zu enthüllen. Sehen Sie... in Indien... entschuldigen Sie diese Schwäche... ich spreche so gern von Indien — fügte Adrienne mit einem Lächeln voll unbeschreiblicher Anmuth und Feinheit hinzu — in Indien zünden die Reisenden, um ihre Nachtruhe zu sichern, große Feuer um die Ajoupa herum an... verzeihen Sie auch diese lokale Färbung... und so weit, als sich dieser Lichtkreis verbreitet, jagt er blos durch seine Helle alles unlautere, giftige Gewürm in die Flucht, welches vor dem Licht sich entsetzt und nur in der Finsterniß lebt.

— Der Sinn dieses Vergleiches ist mir bisher nicht klar geworden — sagte Rodin, indem er fortwährend seine Daumen drehte und seine immer röther werdenden Augenlider halb aufschlug.

— Ich werde mich deutlicher ausdrücken — sagte

Adrienne lächelnd — Nehmen Sie an, der letzte... Dienst, den Sie mir und dem Prinzen erwiesen haben, denn Sie leisten nur Dienste... das ist originell und sehr klug... ich erkenne es an.

— Bravo, liebes Kind — rief der Graf heiter — die Bestrafung wird vollständig sein.

— Ah! das ist eine Bestrafung — sagte Rodin immer gleichgültig.

— Nein, mein Herr — erwiederte Adrienne lächelnd — es ist eine einfache Unterhaltung zwischen einem armen jungen Mädchen und einem alten Philosophen, der das Gute liebt. Nehmen Sie also an: daß die häufigen... Dienste, die Sie mir und den Meinigen erwiesen haben, mir plötzlich die Augen geöffnet hätten oder vielmehr — fügte das junge Mädchen mit ernstem Tone hinzu — nehmen Sie an, daß Gott, welcher der Mutter den Instinkt verliehen hat, ihr Kind zu vertheidigen... mir mit meinem Glück den Instinkt verliehen habe, dieses Glück zu bewahren und daß, ich weiß nicht welche Ahnung tausend bis dahin dunkle Umstände aufgeklärt und mir plötzlich offenbart hätte, daß Sie, anstatt mein Freund zu sein, vielleicht mein und meiner Familie gefährlichster Feind sind.

— Wir gehen also von der Bestrafung zu Voraussetzungen über — sagte Rodin immer noch gleichgültig.

— Und von den Voraussetzungen... weil es doch gesagt werden muß: zur Gewißheit — erwiederte Adrienne mit würdiger, heiterer Festigkeit. — Ja, jetzt glaube ich, daß ich mich eine Zeitlang habe von Ihnen täuschen lassen... und ich sage es Ihnen ohne Groll, ohne Zorn, aber

mit Bedauern ... es ist schmerzlich zu sehen, daß ein Mann von Ihrer Einsicht, Ihrem Geist ... sich zu solchen Umtrieben erniedrigt ... und am Ende, nachdem er so viel teuflische Mittel hat angewendet, sich doch nur lächerlich macht ... denn es giebt nichts Lächerlicheres für einen Mann wie Sie, als von einem jungen Mädchen besiegt zu werden, dessen einzige Waffe, dessen einzige Schutzwehr, dessen einziger Leitstern ... ihre Liebe ist ... Mit einem Wort, mein Herr, ich betrachte Sie von heute ab als einen unversöhnlichen und gefährlichen Feind, denn ich ahne ihr Ziel, ohne zu errathen, durch welche Mittel Sie es erreichen wollen. Ohne Zweifel werden diese Mittel des Geschehenen würdig sein. Wohlan! — Trotz alle dem fürchte ich Sie nicht; morgen schon wird meine Familie von Allem unterrichtet sein und eine thätige, umsichtige, entschlossene Eintracht wird uns schützen, denn es handelt sich nothwendiger Weise um die unermeßliche Erbschaft, die man uns beinahe schon geraubt hätte. Welche Beziehungen können jetzt zwischen dem, was ich Ihnen zur Last lege und dem nur auf Geld hinauslaufenden Zwecken bestehen, den ich bei Ihnen voraussetze? ... Ich weiß es wahrlich nicht ... aber, Sie selbst haben mir gesagt: meine Feinde seien so gefährlich, so gewandt, ihre Ränke seien stets so fein angelegt, daß man auf Alles gefaßt sein, Alles erwarten muß. Ich werde mich dieser Lehre erinnern ... Ich habe Ihnen Offenheit versprochen; ... ich glaube, ich habe Wort gehalten.

— Als Offenheit ... wäre das mindestens unvorsichtig, wenn ich Ihr Feind wäre — sagte Rodin, fortdauernd

gleichgültig. — Aber Sie haben mir auch einen Rath versprochen, mein theures Fräulein.

— Der Rath wird kurz sein. Versuchen Sie nicht, gegen mich zu kämpfen, weil es, das vergessen Sie nicht, etwas Mächtigeres giebt, als Sie und die Ihrigen, nämlich . . . ein Weib, das sein Glück vertheidigt.

Adrienne sprach diese letzten Worte mit so unbedingtem Vertrauen, ihr schönes Auge leuchtete gleichsam von so furchtloser Glückseligkeit, daß Rodin trotz seiner frechen Kaltblütigkeit einen Augenblick erschrak. Dennoch schien er keineswegs außer Fassung gebracht, sondern sagte nach einer Pause mit einem beinahe geringschätzenden Mitleiden:

— Mein liebes Fräulein, wir werden uns wahrscheinlich nie wiedersehen . . . erinnern Sie sich aber an Eines, was ich Ihnen wiederhole. Ich rechtfertige mich niemals . . . das übernimmt die Zukunft . . . Uebrigens bin ich trotz alledem, mein theures Fräulein, nichts desto weniger Ihr ganz ergebener Diener — und er verneigte sich — Herr Graf — ich empfehle mich Ihnen ehrfurchtsvoll — fügte er hinzu — indem er sich vor Herrn von Montbron noch tiefer verneigte und das Zimmer verließ.

Kaum war er fort, so eilte Adrienne an ihren Schreibtisch, schrieb rasch einige Zeilen, versiegelte das Billet und sagte zum Grafen von Montbron:

— Ich werde den Prinzen vor morgen nicht sehen . . . theils aus Aberglauben, theils weil es meinen Plänen angemessen ist, daß diese Zusammenkunft mit einiger Feierlichkeit stattfinde . . . Sie sollen Alles erfahren . . . aber ich will

ihm augenblicklich schreiben... denn bei einem Feinde, wie Herr Rodin muß man auf Alles gefaßt sein.

— Sie haben Recht, liebes Kind... geschwind... den Brief.

Adrienne gab ihn dem Grafen.

— Ich sage ihm darin genug, um seinen Schmerz zu stillen... und nicht genug, um mich des köstlichen Vergnügens der Ueberraschung zu berauben, die ich ihm morgen zugedacht habe.

— Das ist Alles ganz vernünftig und gefühlvoll; ich eile zum Prinzen, um ihm Ihr Billet zu bringen... Sprechen will ich ihn nicht, sonst möchte ich nicht für mich einstehen können.... Nun, bei unserer Spazierfahrt jetzt und unserem Schauspiel heut Abend, bleibt es doch?

— Allerdings; ich fühle mehr als je das Bedürfniß, mich bis morgen zu betäuben... die freie Luft wird mir gut thun, das fühle ich, da die Unterredung mit Herrn Rodin mich etwas aufgeregt hat.

— Der alte Schurke!... Aber... davon sprechen wir ein andermal. Ich eile zum Prinzen... und hole Sie dann mit Frau von Morinval nach den Champs Elysées ab.

Und der Graf verließ das Zimmer, eben so froh, als er es betrübt und trostlos betreten hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Champs-Elysées.

Ungefähr zwei Stunden waren seit Rodin's Unterredung mit Fräulein von Cardoville verflossen; zahllose Spaziergänger, durch die Heiterkeit eines schönen Frühlingstages (der März nahete seinem Ende) nach den Champ's-Elysées gelockt, standen still, um eine allerliebste Equipage zu bewundern.

Man denke sich eine lazurblaue Kalesche mit weiß und blau verziertem Untergestell, bespannt mit vier prächtigen Goldfüchsen mit schwarzen Mähnen und silberfunkelnden Geschirren; vom Sattel gefahren durch zwei kleine Jokey's von völlig gleichem Wuchs mit einer Kappe von schwarzem Sammt, einer Jacke von hellblauem Casimir mit weißem Kragen, ledernen Beinkleidern und großen Stulpstiefeln. Zwei große gepuderte Lakeien, ebenfalls in hellblauer Livrce

mit weißem Kragen und Aufschlägen, saßen hinten auf dem Wagen.

Man konnte nichts besser gefahrenes, besser bespanntes sehen. Die Pferde, echtes Vollblut, voll Kraft und Feuer, gingen, von den Jokey's geschickt geleitet, in einem ungemein gleichmäßigen Schritt, indem sie muthig sich bogen, mit ihren schaumbedeckten Gebissen spielten und von Zeit zu Zeit ihre blau und weißen Kokarden von Seide mit wallenden Bändern schüttelten, in deren Mitte eine schöne Rose ihre Blätter entfaltete.

Ein mit eleganter Einfachheit gekleideter Reiter, der sich auf der andern Seite der Allee befand, betrachtete mit einer Art stolzer Zufriedenheit dies Gespann, das er so zu sagen, geschaffen hatte. Dieser Reiter war Herr von Bonneville, der Stallmeister Adriennen's, wie Graf von Montbron sagte, denn diese Equipage gehörte dem Fräulein von Cardoville.

In dem Programm des zauberischen Tages hatte sich etwas verändert.

Graf von Montbron hatte Djalma das Billet des Fräuleins von Cardoville nicht übergeben können, da der Prinz, wie Faringhea sagte, schon am Morgen mit dem Marschall Simon auf's Land gegangen sei. Am Abend würde er jedoch zurückkehren und das Billet sollte ihm bei seiner Ankunft eingehändigt werden.

Vollkommen beruhigt in Betreff Djalma's, da sie wußte, daß er einige Zeilen vorfände, die, ohne ihm das seiner harrende Glück mitzutheilen, es ihm doch ahnen ließen, war Adrienne, dem Rath des Grafen von Montbron folgend,

in ihrem eigenen Wagen auf die Promenade gefahren, um vor den Augen der Welt darzuthun. daß sie fest entschlossen sei, trotz der durch die Fürstin von St. Dizier verbreiteten hinterlistigen Gerüchte, in ihrem Entschlusse allein zu leben und selbst ein Haus zu machen, nichts zu ändern.

Adrienne trug ein weißes Hütchen mit einem Halbschleier von Blonden, welcher ihr rosiges Gesicht und ihre goldigen Haare umgab; ihr bis an den Hals schließendes Kleid von granatfarbigen Sammet verschwand fast unter einem großen grünen Kaschmirshawl. Die ebenfalls sehr hübsche und höchst elegante Marquise von Morinval saß rechts neben ihr. Graf von Montbron nahm ihnen gegenüber den Rücksitz ein.

Wer die Pariser Welt, oder vielmehr den kaum merklichen Theil der Pariser Welt kennt, der sich an jedem schönen Sommertage nach den Champs-Elysées begiebt, um zu sehen und gesehen zu werden, wird begreifen, daß die Anwesenheit des Fräulein von Cardoville auf dieser glänzenden Promenade als ein außergewöhnliches Ereigniß, als etwas Unerhörtes erscheinen mußte.

Die sogenannte „Welt" wollte kaum ihren Augen trauen, als sie dies junge achtzehnjährige, Millionen reiche Mädchen, welches dem höchsten Adel angehörte, sich in seinem eigenen Wagen zeigen und so zu sagen vor Jedermann bestätigen sah, daß es in der That gegen allen Gebrauch, gegen alle Schicklichkeit völlig frei und unabhängig lebe. Diese Art von Emancipation erschien als etwas Ungeheures und man erstaunte fast darüber, daß das anmuthige, würdevolle Benehmen des jungen Mädchens die von der Fürstin St. Di-

zier und ihrer Freunde verbreiteten Gerüchte, in Bezug des angeblichen Wahnsinns ihrer Nichte so vollständig Lügen strafte.

Mehrere Elegants benutzten ihre Bekanntschaft mit der Marquise von Morinval oder dem Grafen von Montbron, sie der Reihe nach zu begrüßen und einige Minuten zur Seite des Wagens zu reiten, um Gelegenheit zu haben, Fräulein von Cardoville zu sehen, zu bewundern und vielleicht zu hören. — Diese erfüllte auch Aller Wünsche und sprach mit ihrer gewöhnlichen Anmuth und Feinheit. — Nun stieg das Erstaunen, die Begeisterung auf's Höchste und was man anfänglich für eine fast sinnlose Bizarrerie erklärt hatte wurde zu einer liebenswürdigen Originalität, so daß Fräulein von Cardoville, wenn sie gewollt hätte, von diesem Tage ab für die Königin der Eleganz und der Mode erklärt worden wäre.

Adrienne bemerkte sehr wohl den Eindruck, den sie hervorgerufen. Es erfüllte sie mit Freude und Stolz bei dem Gedanken an Djalma. Wenn sie ihn mit diesen Modemännern verglich, fühlte sie sich noch glücklicher. Diese jungen Leute, von denen die meisten nie Paris verlassen oder sich höchstens bis Neapel oder Baden gewagt hatten, erschienen ihr „sehr bleich“ neben Djalma, der in seinen Jahren schon so oft in blutigen Kriegen siegreich befehligt und gefochten hatte, und dessen Ruf seines Muthes und Edelsinnes, worüber Reisende mit Bewunderung gesprochen, tief aus Indien bis nach Paris gelangt war. Und dann endlich, konnten sich wohl die liebenswürdigsten Elegants mit ihren kleinen Hüten, ihren engen Ueberröcken und ihren großen Halsbinden neben den

indischen Prinzen stellen, dessen anmuthige, männliche Schönheit noch durch die Pracht eines eben so reichen wie malerischen Kostüms gehoben wurde?

Heute war also für Adrienne Alles Glück, Wonne und Liebe. Am klaren, heitern Himmel neigte sich die Sonne zum Untergange und übergoß die Promenade mit ihren goldenen Strahlen; die Luft war mild, die Wagen kreuzten sich in jeder Richtung, die Pferde der Reiter flogen rasch und feurig hin und her; ein leichtes Lüftchen spielte mit den Tüchern der Damen und in den Federn ihrer Hüte, kurz überall war Geräusch, Leben und Glanz.

Adrienne lehnte in ihrem Wagen und ergötzte sich damit, dies in allem Pariser Luxus funkelnde Getümmel an sich vorüberziehen zu lassen. Mitten in diesem glänzenden Chaos sah sie aber in Gedanken Djalma's schwermüthiges, sanftes Gesicht auftauchen. Plötzlich fiel ihr etwas auf den Schooß ... Sie schrak zusammen.

Es war ein Strauß welker Veilchen.

Gleichzeitig hörte sie eine Kinderstimme, die, dem Wagen folgend, rief:

— Um Gotteswillen ... meine gute Dame ... einen kleinen Sou.

Adrienne sah sich um und erblickte ein armes, kleines, blasses, verkümmertes Mädchen, mit einem lieblichen und traurigen Gesicht, das kaum mit einigen Lumpen bekleidet war und mit flehendem Blicke die Hand ausstreckte.

Obwohl dieser ergreifende Contrast des höchsten Elendes mitten unter dem äußersten Luxus so gewöhnlich ist, daß es gar nicht mehr auffällt, so wurde Adrienne doch

besonders davon gerührt, denn sie dachte an die Mayeux, die jetzt vielleicht eine Beute des gräßlichsten Elends war. — O, heute — dachte Adrienne — soll dieser Tag wenigstens nicht für mich allein ein glänzender Freudentag sein.

Sich ein wenig aus dem Wagen neigend, fragte sie das kleine Mädchen:

— Hast Du Deine Mutter noch, mein Kind?

— Nein, Madame, ich habe weder Vater noch Mutter.

— Wer sorgt denn für Dich?

— Niemand... Man giebt mir Sträußer zu verkaufen, ich muß Sous zurückbringen... sonst... bekomme ich Schläge.

— Arme Kleine!

— Einen Sou... meine gute Dame... um Gotteswillen einen Sou — sagte das Kind, indem es fortwährend dem Wagen folgte, der jetzt im Schritt fuhr.

— Lieber Graf — sagte Adrienne lächelnd, indem sie sich an den Grafen von Montbron wandte — Sie haben ja leider schon längst die erste Entführung hinter sich;... biegen Sie sich zum Schlage hinaus, fassen Sie das Kind mit beiden Händen und heben Sie es rasch herein... wir verstecken es dann geschwind zwischen Frau von Morinval und mir und verlassen die Promenade, ohne daß Jemand unsere verwegene Entführung gewahr wird.

— Wie? — sagte der Graf überrascht — Sie wollten...

— Ja... ich bitte Sie darum.

— Gestern hätten Sie diese Laune vielleicht für eine Thorheit erklären können, aber heute — und Adrienne betonte dieses Wort, indem sie den Grafen mit einem bedeu-

tungsvollen Blick ansah — heute müssen Sie begreifen, daß es fast eine Pflicht ist.

— Ja, ich begreife es, edles, gutes Herz — sagte der Graf gerührt, während Frau von Morinval, der die Liebe des Fräulein von Cardoville gänzlich unbekannt war, eben so erstaunt als neugierig, den Grafen und das junge Mädchen ansah.

Graf von Montbron lehnte sich aus dem Schlage hinaus, hielt dem Kinde beide Hände hin und sagte:

— Gieb mir Deine beiden Hände, Kleine.

Wenngleich erstaunt, gehorchte das Kind doch unwillkührlich und streckte seine beiden kleinen Arme aus. Der Graf erfaßte es, hob es sehr gewandt und um so leichter in den Wagen, als derselbe sehr niedrig war und, wie bereits gesagt, Schritt fuhr.

Mehr bestürzt als erschreckt sagte das Kind kein Wort. Adrienne und Frau von Morinval machten Platz zwischen sich, dort legte man das kleine Mädchen hin und es verschwand sogleich unter den Shawls der beiden Damen.

Alles dies wurde so rasch vorgeführt, daß kaum einige in der Nebenallee vorübergehende Personen diese Entführung bemerkten.

— Jetzt, lieber Graf — sagte Adrienne freudestrahlend — lassen Sie uns rasch mit unsrer Beute davoneilen.

Graf von Montbron richtete sich auf und sagte zu den Jockey's:

— In's Hôtel.

Und die vier Pferde eilten sogleich in raschen und gleichmäßigen Trabe davon.

— Jetzt scheint mir dieser Glückstag geheiligt und mein Luxus entschuldigt — dachte Adrienne; — bis ich die arme Mayeux wiederzufinden vermag, nach der ich sogleich alle möglichen Nachforschungen anstellen will, wird ihr Platz wenigstens nicht unbesetzt sein. —

Oft ereignet sich ein seltsames Zusammentreffen.

In dem Augenblick, als Adriennen dieser gütige Gedanke für die Mayeux aufstieg, entstand in einer der Nebenalleen ein großer Auflauf unter der Menge. Mehrere Vorübergehende blieben stehen und andere Personen eilten hinzu, um sich dem Haufen anzuschließen.

— Sehen Sie doch, lieber Onkel — sagte Frau von Morinval — wie das Volk dort zusammenläuft. Was mag das sein? Wenn wir den Wagen halten und die Bedienten sich nach der Veranlassung dieses Auflaufes erkundigen ließen?

— Es thut mir leid, meine Liebe, aber Ihre Neugierde kann nicht befriedigt werden — sagte der Graf, indem er seine Uhr zog; — es ist bald sechs Uhr; die Vorstellung der wilden Thiere beginnt um acht Uhr; — wir haben grade noch Zeit nach Hause zu fahren und zu Mittag zu essen.... Sind Sie damit einverstanden, liebes Kind? — fragte er Adrienne.

— Sind Sie es zufrieden, Julie? — fragte Fräulein von Cardoville die Marquise.

— Allerdings — antwortete die junge Frau.

— Ich würde Ihnen um so dankbarer sein, wenn wir uns nicht verspäten — fügte der Graf hinzu — da ich, wenn ich Sie nach der Porte St. Martin geführt habe, genöthigt sein werde auf eine halbe Stunde in den Clubb zu

gehen, um dort für Lord Campbell zu stimmen, den ich vorgeschlagen habe.

— Adrienne und ich werden also in der Vorstellung allein bleiben, lieber Onkel?

— Ich denke, Ihr Gatte wird mitgehen.

— Sie haben Recht, lieber Onkel; aber verlassen Sie uns deßhalb nicht zu lange.

— Zählen Sie auf mich; denn ich bin mindestens eben so neugierig wie Sie, diese schrecklichen Thiere und den berühmten Morok, den unvergleichlichen Thierbändiger zu sehen.

Wenige Minuten später verließ der Wagen des Fräulein von Cardoville die Champs-Elysées und fuhr, das kleine Mädchen mit fortführend, nach der Rue d'Anjou.

In dem Augenblick, als die glänzende Equipage verschwand, war der bereits erwähnte Auflauf noch größer geworden. Eine dichte Volksmasse drängte sich um einen der großen Bäume der Champs-Elysées und man vernahm hin und wieder Aeußerungen des Mitleids aus dieser Gruppe

Ein Spaziergänger trat an einen in der letzten Reihe stehenden jungen Mann heran und fragte:

— Was giebt's denn da?

— Man sagt, eine Bettlerin ... ein junges, bucklichtes Mädchen sei vor Hunger umgefallen.

— Eine Bucklichte? ... Das ist kein Unglück! Es giebt immer noch genug Bucklichte — sagte der Spaziergänger mit rohem Gelächter....

— Bucklicht oder nicht ... wenn sie vor Hunger stirbt, — antwortete der junge Mann und vermochte kaum seine

Entrüstung zu unterdrücken — es ist darum eben so traurig ... Ursache zum Lachen ist dabei gar nicht!

— Ach was! vor Hunger sterben! — sagte der Spaziergänger achselzuckend — vor Hunger stirbt nur Gesindel, das nicht arbeiten will ... und da geschieht ihm Recht.

— Und ich wette, daß es einen Tod giebt, an den Sie niemals sterben werden — rief der junge Mann, empört über die furchtbare Unverschämtheit des Spaziergängers.

— Was wollen Sie damit sagen — fragte der Spaziergänger hochtrabend.

— Ich will damit sagen, daß Sie nie am gebrochenen Herzen sterben werden.

Mein Herr! rief der Spaziergänger zornig aus.

— Nun? — antwortete der junge Mann, ihm fest in's Gesicht blickend.

— Nichts! — sagte der Spaziergänger, drehte sich rasch um und ging brummend nach einem Cabriolet mit orangefarbigen Wagenkasten zurück, an welchem man ein ungeheures Wappen mit einer Baronskrone darüber sah.

Ein höchst spärlich mit Gold und Grün betreßter und mit einem ungeheuren Hischfänger, der ihm an die Waden schlug, geputzter Bediente stand neben dem Pferde und bemerkte seinen Herrn nicht.

— Du hältst also hier Maulaffen feil, Lümmel — sagte der Spaziergänger zu ihm, indem er ihn mit dem Stock anstieß.

— Der Bediente drehte sich verlegen um und sagte:

— Herr ... soll ...

— Du wirst wohl nie lernen „Herr Baron“ sagen,

Du Schuft! — rief der Spaziergänger zornig — Geschwind, den Schlag auf.

Der Spaziergänger war Herr Tripeaud, der industrielle, an der Börse spekulirende Baron.

Die arme Bucklichte war die Mayeux, die in der That vor Mangel und Elend in dem Augenblick zu Boden gesunken war, als sie sich grade zu Fräulein von Cardoville begeben wollte.

Das unglückliche Wesen hatte den Muth gefunden, dem Schimpf und dem grausamen Gespött zu trotzen, das sie bei ihrer Rückkehr in dieses Haus fürchtete, aus dem sie sich freiwillig verbannt hatte. Dies Mal handelte es sich nicht um sie, sondern um ihre Schwester Cephyse . . . die Bachanalkönigin, die seit gestern wieder in Paris war und die die Mayeux einer gräßlichen Lage entreißen wollte. . . . .

. . . .

Zwei Stunden nach diesen verschiedenen Auftritten drängte sich eine ungeheure Menschenmenge an der Porte St. Martin, um der Vorstellung Morok's beizuwohnen, der mit dem berühmten Panther aus Java, genannt: „der Tod" einen Kampf aufführen wollte. Bald darauf stiegen Adrienne, Herr und Frau von Morinval an dem Eingange des Theaters aus dem Wagen. Graf von Montbron, den sie unterwegs im Clubb zurückgelassen, wollte sich dort ihnen wieder anschließen.

Siebentes Kapitel.

Hinter den Coulissen.

Der ungeheure Saal des Theaters an der Porte St. Martin war von einer ungeduldigen Menschenmenge angefüllt.

Wie Graf Montbron dem Fräulein gesagt hatte, drängte sich ganz Paris mit lebhafter, leidenschaftlicher Neugier zu den Vorstellungen Morok's. Es ist wohl unnöthig zu bemerken, daß der Thierbändiger den kleinen Handel mit heiligen Spielereien, den er im Wirthshause zum weißen Falken in Leipzig mit so viel Nutzen betrieb, gänzlich aufgegeben hatte, eben so war es mit den großen Aushängeschildern, auf denen die erstaunlichen Wirkungen von Morok's plötzlicher Bekehrung in so wunderlichen Bildern dargestellt waren; diese veralteten Prahlereien wären in Paris nicht anwendbar gewesen.

Morok vollendete eben in einer der Schauspieler-Garderoben, die man ihm eingeräumt hatte, sein Costüm. Ueber seinem Panzerhemd, seinen Arm- und Beinschienen trug er

weite rothe Beinkleider, die durch Ringe von vergoldetem Kupfer an den Knöcheln festgehalten wurden. Sein langer Kaftan aus einem mit Schwarz, Gold und Purpur durchwirkten Stoffe war ebenfalls um seine Hüften und an seinen Händen durch andere breite Ringe von vergoldetem Metall zusammengehalten. Dieses düstere Kostüm verlieh dem Thierbändiger ein noch unheimlicheres Ansehen. Sein dichter rothgelber Bart fiel ihm in dicken Strähnen auf die Brust herab, und bedächtig wickelte er ein großes Stück weißen Mousselins um seine rothe Mütze. Heuchlerischer Prophet in Deutschland, Schauspieler in Paris, verstand er es, sich eben so wie seine Gönner den Verhältnissen anzuschmiegen.

In einer Ecke des Zimmers saß Jacques Rennepont, genannt: Nacktschläfer und betrachtete Morok mit einer Art stumpfsinniger Bewunderung.

Seit dem Tage, an welchem das Feuer Herrn Hardy's Fabrik vernichtet, war Jacques stets in Gesellschaft Morok's gewesen und hatte die Nächte in Orgien verlebt, deren verderblichem Einflusse die eiserne Natur des Thierbändigers widerstand.

Jacques Züge begannen sich dagegen schrecklich zu entstellen. Seine hohlen Wangen, seine Marmorblässe, sein bald stumpfsinniger, bald von einem düstern Feuer leuchtender Blick verriethen die Folgen dieser Ausschweifungen; ein bitteres, spöttisches Lächeln schwebte fast beständig auf seinen trockenen Lippen; sein sonst so lebhafter, heiterer Sinn kämpfte noch schwach mit der dumpfen Abstumpfung einer unaufhörlichen Trunkenheit. Der Arbeit entwöhnt, waren ihm die rohen Vergnügungen ein Bedürfniß geworden und er be-

mühte sich den Rest von Ehrgefühl, welcher sich in ihm noch geltend machte, im Weine zu ersäufen. Jacques war so tief gesunken, daß er sich nicht scheute die reichen Almosen thierischer Gelüste anzunehmen, welche Morok ihm dadurch gewährte, daß er stets die ziemlich bedeutenden Kosten ihrer Orgien bezahlte, ihm selbst aber, um ihn immer in Abhängigkeit von sich zu erhalten, nie Geld gab.

Nachdem Jacques eine Zeit lang Morok mit Staunen betrachtet hatte, sagte er:

— Einerlei, ein schönes Gewerbe treibst Du... (sie dutzten sich jetzt) Du kannst Dich rühmen, daß es in diesem Augenblick nicht zwei Menschen, wie Du, in der ganzen Welt giebt... und das schmeichelt.... Schade nur, daß Du Dich nicht auf dies schöne Gewerbe beschränkst.

— Was willst Du damit sagen?

— Nun, diese Verschwörung, auf deren Rechnung Du mich Tag und Nacht in Saus und Braus leben läßt.

— Die ist im Gange; aber der Moment ist noch nicht gekommen; deßhalb will ich Dich bis zu dem großen Tage immer bei der Hand haben.... Beklagst Du Dich etwa?

— Nein, zum Teufel! — sagte Jacques — Was sollte ich anfangen? Vom Branntwein verzehrt, wie ich es bin, würde ich, selbst wenn ich wollte, nicht mehr die Kraft zum Arbeiten haben.... Ich habe nicht wie Du einen Kopf von Marmor und einen Körper von Eisen... Aber mich mit Pulver berauschen, statt mit etwas Anderm... das kann ich;... zu dem Geschäft bin ich noch tauglich... und dann hindert das mich auch nicht zu denken.

— Woran?

— Das weißt Du wohl ... wenn ich denke ... denke ich nur an Eins — sagte Jacques düster.

— An die Bachanalkönigin? immer noch? — sagte Morok verächtlich.

— Immer noch ... ein wenig, wenn ich gar nicht mehr daran denken werde, bin ich entweder todt ... oder völlig abgestumpft ... Teufel!

— Du hast Dich nie besser befunden ... und bist nie geistreicher gewesen ... Tropf! — antwortete Morok, indem er seinen Turban festmachte.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Goliath trat eilig in's Zimmer.

Der riesenhafte Wuchs dieses Herkules hatte noch an Umfang zugenommen, er war als Alcide kostümirt; seine ungeheuren, mit daumendicken Adern durchfurchten Gliedmaßen strotzten unter einem fleischfarbigen Tricot, von dem eine rothe kurze Hose grell abstach.

— Warum fliegst Du denn wie ein Unwetter herein? — fragte Morok.

— Im Saal ist noch ein ganz anderes Unwetter; sie fangen an ungeduldig zu werden und schreien wie Besessene; wenn's indeß weiter nichts wäre?

— Was giebt's denn noch?

— „Der Tod" wird heute Abend nicht spielen können!

Morok wandte sich hastig, fast mit Besorgniß um.

— Warum nicht? — rief er aus.

— Ich habe ihn eben besucht; ... er liegt platt niedergekauert im Hintergrunde des Käfigs ... seine Ohren liegen

dicht an den Kopf gepreßt, daß man glauben möchte, sie wären abgeschnitten. . . . Sie wissen was das bedeutet.

— Weiter nichts? — sagte Morok, indem er sich wieder dem Spiegel zuwandte, um sein Kostüm zu vollenden.

— Das ist wohl genug, denn er hat ja einen seiner Wuthanfälle. Seit jener Nacht, wo er in Deutschland der Schindmähre den Bauch aufgeschlitzt hat, habe ich ihn nicht wieder so grimmig gesehen: seine Augen funkeln wie zwei Kerzen.

— Dann wird man ihm sein bestes Halsband anlegen — sagte Morok ganz einfach. —

— Sein bestes Halsband?

— Ja, sein Halsband mit Federn.

— Und ich werde Ihnen als Kammerjungfer helfen müssen — sagte der Riese — eine hübsche Toilette.

— Schweig! . . . .

— Das ist noch nicht Alles — begann Goliath mit verlegener Miene.

— Was denn noch?

— Ich will's Ihnen lieber gleich sagen.

— Nun, wird's bald?

— Nun denn! . . . . er ist hier.

— Wer denn? Du Viehkerl.

— Der Engländer.

Morok erbebte; seine Arme sanken ihm am Leibe herunter.

Jacques erschrack über die Blässe und die krampfhafte Verzerrung der Züge des Thierbändigers.

— Der Engländer ... Du hast ihn gesehen? — fragte Morok Goliath — Weißt Du es gewiß?

— Ganz gewiß. Ich sah durch ein Loch im Vorhange und bemerkte ihn in einer kleinen Loge fast dicht an der Bühne. Er will die Sachen in der Nähe sehen; an seiner spitzen Stirn, seiner dicken Nase und seinen runden Augen ist er leicht zu erkennen.

Morok schauderte von Neuem.

Dieser gewöhnlich so unerschütterliche Mensch erschien so verwirrt und erschreckt, daß Jacques ihn fragte:

— Was ist denn mit diesem Engländer?

— Er folgte mir von Straßburg aus, wo er mich getroffen hatte — antwortete Morok, ohne seine Unruhe verbergen zu können — reiste mit eigenen Pferden, in kleinen Tagereisen wie ich, und blieb da, wo ich blieb, um nie eine von meinen Vorstellungen zu versäumen. Zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris hatte er mich verlassen .. schon glaubte ich ihn los zu sein — fügte Morok seufzend hinzu.

— Los zu sein ... und das sagst Du so — erwiederte Jacques erstaunt — einen so guten Kunden, einen solchen Bewunderer!

— Ja wohl! — sagte Morok immer finsterer und niedergeschlagener — der Elende ... hat eine ungeheure Summe gewettet, daß ich in seiner Gegenwart während einer meiner Vorstellungen zerrissen werden würde ... er hofft seine Wette zu gewinnen — deshalb verläßt er mich nicht.

Nacktschläfer fand den Einfall des Engländers so ergötzlich überspannt, daß er seit langer Zeit zum ersten Male wieder in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Darüber bleich vor Wuth, fuhr Morok mit einer so drohenden Gebehrde auf ihn ein, daß Goliath genöthigt war, sich in's Mittel zu legen.

— Nun... nun — sagte Jacques — werde nicht böse. Wenn es Ernst ist... so lache ich nicht mehr.

Morok beruhigte sich und sagte mit dumpfer Stimme zu Jacques:

— Hältst Du mich für feig?

— Bei Gott! nein!

— Und dennoch erschreckt mich dieser Engländer mit dem grotesken Gesicht mehr als mein Tiger oder Panther.

— Du sagst es ... und ich glaube Dir — sagte Jacques... aber ich begreife nicht, inwiefern die Anwesenheit dieses Mannes Dich erschreckt.

— So bedenke doch nur Unglücklicher! — rief Morok, daß ich jede Regung des wilden Thieres, das ich unter meinem Wink und meinem Blick gebändigt halte, unablässig belauern muß, und daß es für mich ein gräßlicher Gedanke sein muß, zu wissen: zwei Augen sind da... immer da... fest auf mich gerichtet... die nur darauf warten, daß die geringste Zerstreuung mich dem Rachen der Thiere überliefere.

— Jetzt begreife ich! — sagte Jacques und schauderte zusammen — das ist ängstlich.

Ja... denn ist er einmal da... und mag ich noch so wenig diesen Unglücksengländer beachten wollen... mir ist immer, als ob ich seine beiden runden, starren, weit aufgerissenen Augen vor mir sehe.... Mein Tiger Kain hat mir schon einmal beinahe den Arm zerfleischt während einer Zerstreuung, in die dieser Engländer, der zur Hölle fahren

möge, mich gebracht hat.... Donner und Blut — rief Morok... dieser Mensch wird noch mein Unglück.

Und Morok ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder.

— Abgesehen davon, daß der Tod heute seine Ohren an den Schädel drückt — sagte Goliath rücksichtsloser Weise. — Wenn Sie eigensinnig sind — so prophezeie ich Ihnen, daß der Engländer heute Abend seine Wette gewinnt.

— Hinaus, Bestie!... Mach' mich nicht noch ganz verdreht durch Deine Unglücksprophezeiungen — rief Morok — Geh und lege das Halsband für den Tod zurecht.

— Meinetwegen, jeder nach seinem Willen... Sie wollen, daß der Panther Ihr Blut koste — sagte der Riese, indem er nach diesem Scherze plumpen Schrittes hinaus ging.

— Da Du aber so besorgt bist — sagte Nacktschläfer — warum willst Du nicht melden lassen, daß der Panther krank sei?

— Morok zuckte die Achseln und antwortete mit einer Art wilder Begeisterung:

... — Hast Du schon von dem gräßlichen Vergnügen des Spielers gehört, der seine Ehre, sein Leben auf eine Karte setzt? Nun, auch ich finde ein wildes, gräßliches Vergnügen darin, bei diesen täglichen Vorstellungen, wo mein Leben auf dem Spiele steht, vor den Augen einer über meine Verwegenheit entsetzten, zitternden Menge dem Tode zu trotzen.... Ja selbst in der Angst, die dieser Engländer mir einflößt, finde ich zuweilen unwillkührlich ich weiß nicht welches schreckliche Anregungsmittel, das ich verabscheue, dem ich mich aber nicht zu entziehen vermag.

Der in das Garderobezimmer des Thierbändigers eintretende Regisseur unterbrach denselben.

— Kann man das Zeichen zum Anfang geben, Herr Morok? — fragte er — die Ouvertüre dauert nur zehn Minuten.

— Klingelt! — sagte Morok.

— Der Herr Polizeicommissair hat so eben nochmals die für den Panther bestimmte Doppelkette und den in den Fußboden der Bühne eingeschraubten Ring untersuchen lassen — fügte der Regisseur hinzu — Alles ist vollkommen haltbar und beruhigend befunden worden.

— Ja... beruhigend... nur nicht für mich — murmelte der Thierbändiger.

— Also man kann das Zeichen zum Anfang geben Herr Morok?

— Ja! klingelt!

— Und der Regisseur verließ das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Das Aufrollen des Vorhangs.

Das gewöhnliche Zeichen zum Anfange erscholl und die Ouvertüre begann, wurde aber allerdings wenig beachtet.

Der Zuschauerraum bot einen sehr belebten Anblick dar.

Mit Ausnahne zweier Prosceniumslogen des ersten Ranges, die eine zur Rechten, die andere zur Linken der Bühne, waren alle Plätze besetzt.

Eine große Anzahl sehr eleganter Damen, welche, wie gewöhnlich die wilde Seltsamkeit des Schauspiels angelockt hatte, füllte die Logen. In den Sperrsitzen drängten sich die meisten der jungen Leute, welche vor Tisch in den Champs-Elysées spazieren geritten waren.

Einige von einem Sperrsitz zum andern gewechselten Worte, mögen einen Begriff von ihrer Unterhaltung geben.

— Wissen Sie, mein Lieber, daß es nicht so voll und nicht ein so nobles Publikum hier wäre, wenn Athalie gegeben würde?

— Gewiß nicht. Was ist auch das armselige Geheul eines Komödianten im Vergleich mit dem Brüllen des Löwen!

— Ich begreife nur nicht, daß man diesem Morok erlaubt, seinen Panther auf der Bühne mit einer Kette an einen Ring zu befestigen.... Wenn die Kette bräche?

— Apropos, da wir von gebrochenen Ketten sprechen ... da ist die kleine Frau von Blinville, die ist eben nicht sehr grausam.... Sehen Sie sie, oben im zweiten Rang in der Mitte?

— Es steht ihr ganz gut, die eheliche Kette gebrochen zu haben, wie Sie sagen; sie ist in diesem Jahre sehr schön.

— Ah! da ist auch die hübsche Herzogin von Saint-Prix. ... Aber heut Abend ist die ganze beau monde hier... Ich sage das nicht in Bezug auf uns.

— Es ist wie in der italienischen Oper... Wie festlich und vergnügt Alles aussieht.

— An Ende ist es schon das Beste, sich zu amüsiren, vielleicht wird man sich nicht lange mehr amüsiren können.

— Wie so denn?

— Wenn nun die Cholera nach Paris kommt?

— Ah! was!

— Halten Sie denn was von der Cholera?

— Gewiß! sie kommt ja zu Fuß aus dem Norden heran.

— Der Teufel mag sie unterwegs holen, daß wir ihr grünes Gesicht hier nicht sehen.

— Man sagt, sie sei in London.

— Glückliche Reise!

— Ich spreche lieber von andern Sachen; es mag eine Schwäche sein, aber ich finde dies trübselig.

— Das denke ich auch.

— Ah! meine Herren ... ich irre mich nicht ... nein ... nein ... Sie ist es!

— Wer denn?

— Fräulein von Cardoville! Eben tritt sie mit Mörinval und seiner Frau in die Prosceniumsloge. Das ist ja eine vollständige Auferstehung: vor Tisch in den Champs-Elysées, heut Abend hier.

— Wahrhaftig! Es ist Fräulein von Cardoville.

— Mein Gott! wie schön sie ist!

— Geben Sie mir einmal Ihre Lorgnette.

— Nun! ... was meinen Sie?

— Reizend ... entzückend!

— Und bei dieser Schönheit Geist wie der Teufel, achtzehn Jahr, drei mal hundert tausend Francs Rente, von vornehmer Geburt und ... frei wie die Luft.

— Ja, wenn sie wollte, könnte man morgen ... oder ja heut noch der glücklichste Mensch sein.

— Es ist zum toll und rasend werden.

— Man versichert, ihr Hôtel in der Rue d'Anjou sei feenhaft; man spricht von einem Badezimmer und einem Schlafkabinet, wie in „Tausend und eine Nacht."

— Und frei, wie die Luft. Ich komme immer wieder darauf zurück!

— Ich würde furchtbar leichtsinnig sein!

— O! meine Herren! wie glücklich der Sterbliche, den sie zuerst beglücken wird!

— Sie glauben also, daß sie mehrere lieben wird?

— Ja, da sie frei wie die Luft ist....

— Jetzt sind alle Logen besetzt, mit Ausnahme der Prosceniumsloge, der von Fräulein von Cardoville gegenüber; wie beneide ich den Besitzer dieser Loge!

— Haben Sie im ersten Rang die englische Gesandtin gesehen?

— Und die Fürstin d'Almivar... Welcher Riesenstrauß!

— Ich möchte wohl den Namen dieses Straußes kennen.

— Wirklich? er heißt Grenvigny!

— Wie schmeichelhaft für die Löwen und Tiger, so vornehme Gesellschaft heran zu ziehen.

— Bemerken Sie wohl, meine Herren, wie alle Welt Fräulein von Cardoville lorgnettirt?

— Ja! sie erregt Aufsehen.

— Sie hat ganz Recht, sich zu zeigen; man verbreitete ja das Gerücht, sie sei wahnsinnig.

— Ah! meine Herren... das prächtige... allerliebste Gesichtchen!

— Wo denn?... wo denn?

— Dort... in der kleinen Loge unter der des Fräulein von Cardoville.

— Das ist ein Nürnberger Nußknacker.

— Was der für stiere, runde Augen hat!

— Und diese Nase!

— Und diese Stirn!

— Das ist eine Karrikatur.

— Still, meine Herren! der Vorhang wird aufgezogen.

Der Vorhang ging wirklich auf.

Zum Verständniß des Folgenden sind einige erläuternde Worte nothwendig:

Die untere Prosceniumsloge, links vom Zuschauer, war zur Hälfte getheilt. In dem einen Raume befanden sich verschiedene von den jungen Leuten im Sperrsitz bezeichnete Personen; den andern, der Bühne zunächst liegenden Raum nahm der Engländer ein, der excentrische und unheimliche Wetter, welcher Morok so viel Angst einflößte.

Man müßte mit Hoffmann's seltenem und phantastischem Talent begabt sein, um das zugleich groteske und häßliche Gesicht würdig zu schildern, welches sich im Hintergrunde der Loge zeigte.

Dieser Engländer war ungefähr funfzig Jahr alt, hatte eine kahle und kegelförmig zugespitzte Stirn; unter dieser Stirn funkelten, überragt von zwei Augenbrauen in Form zweier Circumflexe, zwei glotzende, auffallend runde und stiere grüne Augen, dicht an einer ungemein vorspringenden und stark gebogenen Nase gelegen; ein Nußknackerkinn, wie man gewöhnlich sagt, verschwand zur Hälfte unter einer hohen und weiten Halsbinde aus weißem Batist, die eben so steif gestärkt war, als der Hemdkragen, dessen abgerundete Ecken beinahe bis an das Ohrläppchen reichten. Der Teint dieses außerordentlich magern und knochigen Gesichts war stark geröthet, fast purpurähnlich, wodurch das funkelnde Grün der Augensterne und das Weiße im Auge noch mehr hervortrat, der erschreckend große Mund pfiff bald unhörbar die Melodie eines schottischen Tanzes (immer dieselbe) bald zuckte ein spöttisches Lächeln in den Winkeln desselben. — Der Engländer hatte übrigens eine besonders sorgfältige Toilette

gemacht; sein blauer Frack mit blanken Knöpfen ließ eine weiße Piqueweste von ebenso untadelhafter Sauberkeit, wie seine Cravatte sehen; zwei prachtvolle Rubine bildeten seine Hemdknöpfe und auf den Rand der Loge stützte er sorgfältig die mit Glacéhandschuhen bekleideten Patrizierhände.

Wer den bizarren und grausamen Wunsch kannte, der den Vetter zu all' diesen Vorstellungen führte, dem erschien sein groteskes Gesicht, anstatt ein spöttisches Lächeln zu erregen, fast entsetzlich; man begriff dann diese Art von Alpdrücken, welches diese beiden glotzenden runden und stieren Augen, die mit unbarmherziger Zuversicht den Tod des Thierbändigers (und welchen fürchterlichen Tod) ruhig zu erwarten schienen, an Morok verursachten.

Ueber der dunkeln Loge des Engländers befand sich, als anmuthiger Contrast, in der Prosceniumsloge des ersten Ranges, Herr und Frau von Morinval und Fräulein von Cardoville. Diese hatte zunächst der Bühne Platz genommen. Sie war im bloßen Kopf und trug ein himmelblaues Crèpe de Chine-Kleid, welches am Busen durch eine Broche mit Gehängen der schönsten orientalischen Perlen verziert war. Außerdem hatte sie keinen Schmuck und doch sah sie reizend aus. In der Hand hielt sie einen großen Strauß der seltensten Blumen Indiens; die Stephanotis, die Gardenicus mischten ihr mattes Weiß unter den Purpur der Hibiscus und der Amaryllis von Java.

Frau von Morinval, an der andern Seite der Loge sitzend, war ebenfalls geschmackvoll und einfach gekleidet; Herr von Morinval, ein sehr hübscher, blonder und höchst

eleganter junger Mann saß hinter den beiden Damen. Graf von Montbron wurde jeden Augenblick erwartet.

Erinnern wir endlich den Leser daran, daß die rechts vom Zuschauer liegende Prosceniumsloge, die Adriennen's Loge gegenüber lag, bis jetzt noch leer war.

Die Bühne stellte einen Riesenwald Ostindiens dar: im Hintergrunde erhoben sich hinter exotischen Bäumen, die bogenartig, schlank in die Lüfte ragten, eckige steile Felsmassen, die nur wenige Stellen eines röthlichen Himmels erblicken ließen. Jede Coulisse bildete ein mit Felsen untermischtes Baumdickicht; links vom Zuschauer und dicht unter Adrienne's Loge erblickte man den unregelmäßigen Eingang einer finstern und tiefen Höhle und über ihr einen Haufen Granitblöcke, die durch irgend einen vulkanischen Ausbruch dorthin geschleudert schienen.

Diese Landschaft, von reicher Wildheit und Großartigkeit war ganz prächtig zusammengestellt; die Täuschung war so vollständig als möglich; die durch einen purpurnen Reflector versehenen Lampen des Prosceniums warfen glühende und umschleierte Farbentöne auf diese schaurige Landschaft und erhöheten noch ihren traurigen, ergreifenden Anblick.

Adrienne hatte sich ein wenig aus ihrer Loge herausgelehnt und suchte, mit leicht gerötheten Wangen, glänzenden Augen und klopfendem Herzen in dieser Landschaft den öden Wald wieder zu erkennen, den der Reisende geschildert hatte, als er erzählte, mit welcher großmüthigen Kühnheit sich Djalma auf eine wüthende Tigerin gestürzt habe, um einen armen, in eine Höhle geflüchteten Negersklaven zu retten.

Und in der That kam der Zufall der Erinnerung des

jungen Mädchens zu Hülfe; ganz versunken in die Beschauung dieser Landschaft und die Gedanken, welche dieselbe in ihrem Innern anregte, dachte sie durchaus nicht an das, was im Zuschauerraume vorging.

Es ereignete sich indeß etwas sehr Interessantes in der Prosceniumsloge, die Adriennen's Loge gegenüber lag und bisher noch leer geblieben war.

Die Thür dieser Loge war geöffnet worden.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren mit nußbrauner Gesichtsfarbe war hineingetreten; auf indische Weise trug er ein langes orangefarbiges seidenes Gewand, das um die Hüften herum ein grüner Gürtel zusammenhielt, und auf dem Kopfe einen weißen Turban. Nachdem er zwei Stühle vorn in die Loge gestellt und sich einen Augenblick im Saal umgesehen hatte, schreckte er zusammen. Seine schwarzen Augen funkelten und er verließ rasch die Loge.

Dieser Mann war Faringhea.

Sein Erscheinen verursachte bereits unter den Zuschauern ein mit Neugierde gemischtes Erstaunen. Die Mehrzahl der Anwesenden hatte nicht, wie Fräulein von Cardoville, so viel Gründe, sich nur in das Beschauen einer pittoresken Dekoration zu vertiefen.

Noch größer wurde jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit, als man in die Loge, welche Faringhea so eben verlassen hatte, einen jungen Mann von seltener Schönheit eintreten sah, der ebenfalls auf indische Weise in ein langes Gewand aus weißem Caschmir mit wallenden Aermeln gehüllt war und einen scharlachrothen Turban trug, der mit Goldstreifen durch-

wirkt war, wie sein Gürtel, an dem ein von Juwelen funkelnder Dolch glänzte.

Dieser junge Mann war Djalma.

Einen Augenblick blieb er an der Thür stehen, indem er aus dem Hintergrund der Loge einen fast gleichgültigen Blick in den weiten Saal und auf die unabsehbare Menge warf.... Bald darauf trat der Prinz mit anmuthiger, sicherer Haltung einige Schritte vor und setzte sich nachlässig auf einen der beiden Stühle; einige Secunden später wandte er sich nach der Thür um, als wundere er sich, eine Person nicht eintreten zu sehen, die er zu erwarten schien.

Diese Person erschien endlich; die Logenschließerin befreite sie eben von ihrem Mantel.

Es war eine reizende Blondine, mit mehr Glanz als Geschmack gekleidet, sie trug ein weiß seidenes, mit breiten, kirschrothen Streifen, übermäßig weit ausgeschnittenes Kleid, mit kurzen Aermeln. Zwei dicke Schleifen mit kirschrothen Bändern an beiden Seiten ihrer blonden Haare, umgaben das hübscheste, schalkhafteste, munterste Gesichtchen.

Man wird bereits Klatschrose erkannt haben. — Sie trug lange weiße Handschuhe, auf lächerliche Weise mit Armbändern überladen, die wenigstens ihre hübschen Arme nur halb bedeckten. In der Hand hielt sie einen ungeheuern Blumenstrauß.

Weit entfernt, Djalma's ruhige Bewegungen nachzuahmen, trat Klatschrose hüpfend in die Loge ein, rückte geräuschvoll die Stühle, drehte sich, um ihr schönes Kleid zu zeigen, hin und her, ehe sie sich niedersetzte, ließ dann, ohne im mindesten durch diese glänzende Versammlung eingeschüch-

tert zu werden, mit einer lockenden Gebehrde Djalma an ihren Blumenstrauß riechen und schien sich endlich auf dem Stuhle niederzulassen.

Faringhea trat wieder ein, schloß die Logenthür und setzte sich hinter den Prinzen.

Adrienne, noch immer in Beschauung des ostindischen Waldes und in ihre süßen Erinerungen versunken, hatte die Neueingetretenen nicht beachtet.... Da sie das Gesicht ganz der Bühne zugewandt hatte und Djalma in diesem Augenblick nur ganz wenig vom Profil sehen konnte, hatte auch er Fräulein von Cardoville nicht erkannt....

Neuntes Kapitel.

Der Tod.

Das Libretto, in dem Morok's Kampf mit dem schwarzen Panther eingelegt worden, war so nichtssagend, daß der größte Theil des Publikums ihm keine Aufmerksamkeit schenkte, sondern seine ganze Theilnahme für den Auftritt versparte, in dem der Thierbändiger erscheinen sollte.

Diese Gleichgültigkeit des Publikums erklärt die, durch Faringhea's und Djalma's Eintreten erregte allgemeine Neugierde, die sich (wie neuerdings bei Anwesenheit der Araber an einigen öffentlichen Orten) durch ein leises Gesumme und eine allgemeine Bewegung der Menge verrieth.

Das lebhafte, niedliche Gesichtchen Klatschrosen's, welche, ungeachtet ihrer so sehr auffallenden und besonders für ein solches Theater lächerlich anspruchsvollen Toilette noch immer allerliebst war; ihre sehr leichtfertigen, mehr als vertraulichen Manieren gegen den schönen Indier, der sie begleitete,

vermehrten und belebten das Erstaunen noch mehr, denn eben erst hatte Klatschrose, rücksichtslos, wie sie war, in einer Regung buhlerischer Koketterie, wie schon gesagt, ihren ungeheuren Blumenstrauß Djalma'n zum Riechen unter die Nase gehalten. Beim Anblick der Landschaft, die ihn an sein Vaterland erinnerte, stand der Prinz, statt erkenntlich gegen diese handgreifliche Lockung zu sein, einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken da und heftete unverwandt seine Blicke auf die Bühne. Klatschrose begann nun mit ihrem Blumenstrauß auf der Brüstung der Loge den Takt zu schlagen, während das etwas zu merkliche Hüpfen ihrer hübschen Schultern andeutete, daß diese verteufelte Tänzerin bei dem Anhören des Galopp's, den das Orchester eben spielte, vou ziemlich „stürmischen" Tanzgedanken ergriffen werde.

Der Loge grade gegenüber, in der so eben Faringhea, Djalma und Klatschrose Platz genommen, hatte Frau von Morinval bald die Anwesenheit dieser neuangekommenen Personen und besonders die koketten Ausgelassenheiten Klatschrosens bemerkt; die junge Marquise neigte sich daher zu Fräulein von Cardoville, die noch immer in ihren so unaussprechlichen Erinnerungen versunken war, und sagte lächelnd zu ihr:

— Das Amüsanteste, meine Liebe, ist nicht auf der Bühne — sehen Sie nur gradeüber von uns.

— Uns gradeüber? — wiederholte Adrienne gedankenlos.

Und nachdem sie sich erstaunt nach Frau von Morinval

umgewandt hatte, richtete sie die Augen nach dem ihr bezeichneten Punkte.

Sie blickte hin. . . .

Was sah sie? . . . Djalma neben einem jungen Frauenzimmer, das ihn vertraulich den Duft ihres Blumenstraußes riechen ließ.

Betäubt, fast materiell durch einen elektrischen Schlag heftig, schneidend in's Herz getroffen, wurde Adrienne todtenbleich und schloß instinctmäßig eine Secunde lang die Augen, um nicht zu sehen. . . . ebenso wie man den Dolch, der uns bereits getroffen und nochmals bedroht, abzuwenden sucht.

Auf diese so zu sagen materielle Empfindung von Schmerz folgte plötzlich ein für ihre Liebe und ihren gerechten Stolz scheckliche Gedanke:

— Djalma ist mit diesem Mädchen hier . . . und er hat meinen Brief erhalten — dachte sie — meinen Brief . . . in welchem er das Glück gelesen, das ihn erwartete.

Bei dem Gedanken an diese schimpfliche Beleidigung wich die Blässe Adriennen's der Röthe der Beschämung und des Unwillens, und vernichtet von der Wirklichkeit sagte sie sich selber:

— Rodin hatte mich nicht getäuscht.

Die Blitzesschnelle dieser Erschütterungen, dieser gräßlichen Schmerzen, die uns in Zeit von einer Minute tödten können, läßt sich nicht beschreiben. . . . So stürzte auch Adrienne in einer Secunde von dem höchsten Gipfel des Glücks in einen Abgrund des gräßlichsten Schmerzes hinab . . . denn eine Secunde später antwortete sie der Frau von Morinval:

— Was giebt es denn so Sehenswerthes uns gegenüber, liebe Julie?

Diese ausweichende Antwort gestattete Adriennen, ihre Kaltblütigkeit wieder anzunehmen. Glücklicherweise verbargen ihre langen Locken an der Seite ihre Blässe und ihr plötzliches Erröthen, so daß Frau von Morinval nichts bemerkte, sondern ganz heiter erwiederte:

— Wie, meine Liebe, sehen Sie nicht die Indier, die eben in die Prosceniumsloge getreten sind... dort... uns grade gegenüber?

— Ach ja!... ja wohl;... ich sehe sie — antwortete Adrienne mit fester Stimme.

— Und finden Sie sie nicht höchst merkwürdig? — — fragte die Marquise.

— Meine Damen — sagte Herr von Morinval lächelnd — sein sie nachsichtig für arme Ausländer; sie kennen unsre Sitten nicht; würden sie sich sonst vor den Augen von ganz Paris in so schlechter Gesellschaft zur Schau stellen.

— In der That — sagte Adrienne mit bitterem Lächeln — ihre Arglosigkeit ist so rührend;... man muß sie bedauern.

— Und leider ist diese Kleine mit ihrem ausgeschnittenen Kleid und ihren bloßen Armen allerliebst — sagte die Marquise. — Die wird sechzehn, höchstens siebzehn Jahr alt sein. Sehen Sie nur, liebe Adrienne — wie schade!

— Sie und Ihr Mann haben heute einen Tag des Erbarmens — antwortete Adrienne! — diese Indier sind zu bedauern... dieses Geschöpf ist zu bedauern... nun, wen wollen wir noch bedauern?

— Den schönen Hindu mit seinem rothen, goldenen Turban bedauern wir nicht — sagte lachend der Marquis ... denn wenn das so fortdauert... wird ihm die Kleine mit den kirschrothen Bändern bald einen Kuß geben... Wirklich! sehen Sie nur, wie sie sich zu ihrem Sultan hinneigt....

— Sie sind sehr ergötzlich — sagte die Marquise und lachte ebenfalls; dann lorgnettirte sie Klatschrose und sagte zu Adrienne:

— Eins bin ich überzeugt... trotz ihres leichtfertigen Aussehens ist die Kleine rasend in diesen Hindu verliebt.... Ich habe eben einen Blick bemerkt, der vielsagend war.

— Wozu diesen Aufwand von Scharfsinn, liebe Julie? — sagte Adrienne ruhig — welches Interesse haben wir... in dem Herzen dieses jungen Mädchens zu lesen?

— Wenn sie ihren Sultan liebt... hat sie vollkommen Recht — sagte der Marquis lorgnettirend — denn in meinem Leben habe ich noch keinen so bewunderungswürdig schönen Mann gesehen, wie diesen Hindu. Ich sehe ihn zwar nur von der Seite, aber dies Profil ist rein und fein wie eine antike Camee.... Finden Sie es nicht auch, Fräulein — wendete sich der Marquis an Adrienne. — Es versteht sich, daß dies nur eine Kunstfrage ist, die ich mir erlaube an Sie zu richten....

— Von dem Gesichtspunkt der Kunst aus? — antwortete Adrienne — ja, er ist sehr schön.

Ei! Ei! — sagte die Marquise — wie impertinent die Kleine ist! — Lorgnettirt uns förmlich!...

— Sehr schön! — sagte der Marquis — Und jetzt

legt sie ihrem Hindu ganz ungenirt die Hand auf die Schulter, ohne Zweifel, um ihn an der Bewunderung Theil nehmen zu lassen, die Sie ihr einflößen, meine Damen.

In der That hatte Djalma, bisher in den Anblick der Dekorationen versunken, die ihn an sein Vaterland erinnerten, Klatschrosen's Liebkosungen unbeachtet gelassen und Adrienne noch nicht bemerkt.

— Ach! das ist nicht übel — sagte Klatschrose, an der Logenbrüstung hin und her rutschend und fortwährend Fräulein von Cardoville lorgnettirend, denn diese und nicht die Marquise erregte jetzt ihre Aufmerksamkeit. — Das ist etwas sehr Seltenes ... ein so schönes Mädchen mit rothen Haaren, aber freilich ein prächtiges Roth, daß muß man sagen ... Sehen Sie doch, Prinz Liebenswürdig!

Dabei klopfte sie, wie schon gesagt, Djalma leicht auf die Achsel, der bei diesen Worten erschrak, sich umsah und jetzt erst Fräulein von Cardoville bemerkte.

Obwohl auf dieses Zusammentreffen fast vorbereitet, empfand der Prinz dennoch einen so heftigen Schreck, daß er in seiner Bestürzung unwillkührlich aufstehen wollte; da fühlte er aber Faringhea's eiserne Hand auf seiner Schulter lasten, der, hinter ihm stehend, ihm rasch in der Hindusprache zurief:

— Muth ... und morgen wird dieses Weib zu ihren Füßen liegen.

Da Djalma jedoch trotz dem Miene machte, aufzustehen, so fügte der Mestize, um ihn zurückzuhalten, hinzu:

— Vorher wurde sie bleich und roth vor Eifersucht.... Keine Schwäche, oder Alles ist verloren.

— Ach! sprechen Sie schon wieder ihr abscheuliches Patois — sagte Klatschrose, indem sie sich nach Faringhea umwandte — Erstens ist das nicht artig und dann ist diese Sprache so wunderlich, daß man immer glaubt, Sie knacken Nüsse, wenn Sie so sprechen.

— Ich sprach mit dem gnädigen Herrn von Ihnen — sagte der Mestize. — Es handelt sich um eine Ueberraschung, die er Ihnen zugedacht.

— Eine Ueberraschung.... Das ist etwas Anderes. Dann machen Sie, hören Sie wohl, Prinz Liebenswürdig — fügte sie hinzu und blickte Djalma zärtlich an.

— Mein Herz bricht — sagte Djalma mit dumpfer Stimme zu Faringhea, ebenfalls in der Hindusprache.

— Und morgen wird es vor Wonne und Liebe klopfen — erwiederte der Mestize — Nur durch Verachtung bezwingt man ein stolzes Weib.... Morgen... sage ich Ihnen, wird sie zitternd, verwirrt, flehend zu ihren Füßen liegen.

— Morgen... wird sie mich tödtlich hassen — antwortete niedergeschlagen der Prinz.

— Ja... wenn sie Sie jetzt schwach und feige sieht.... Zurück können Sie jetzt nicht mehr... Sehen Sie ihr also grade in's Gesicht und dann nehmen Sie den Strauß dieser Kleinen und drücken ihn an Ihre Lippen.... Dann werden Sie dies stolze Mädchen wie vorhin, erröthen und bleich werden sehen; und Sie werden mir dann wohl glauben.

Durch seine Verzweiflung dahin gebracht, Alles zu versuchen, ließ er sich fast willenlos von den teuflischen Rathschlägen Faringhea's hinreißen. Eine Secunde lang blickte er dem Fräulein von Cardoville grade in's Gesicht, dann

ergriff er mit zitternder Hand Klatschrosen's Blumenstrauß, warf hierauf von Neuem die Augen auf Adrienne nnd drückte den Strauß an seine Lippen.

Bei diesem verletzenden Hohne konnte Fräulein von Cardoville sich eines plötzlichen schmerzlichen Erbebens nicht erwehren, so daß der Prinz es bemerkte.

Sie ist die Ihrige — sagte der Mestize zu ihm — Sehen Sie wohl, wie sie... vor Eifersucht erbebte — sie ist die Ihrige; nur Muth, und bald wird sie Ihnen vor dem schönen, jungen Mann den Vorzug geben, der hinter ihr sitzt... denn das ist der, den sie bis jetzt zu lieben glaubte.

Und als ob der Mestize vorausgesehen hatte, daß diese Mittheilung den Prinzen vor Haß und Wuth außer sich bringen werde, setzte er schnell hinzu:

— Ruhe... Verachtung... Muß dieser junge Mann sie nicht jetzt hassen?

Der Prinz rang nach Fassung und fuhr mit der Hand über seine Stirn, die vor Zorn glühte.

— Mein Gott! was erzählen Sie ihm denn, das ihn so aufregt? — fragte Klatschrose Faringhea in schmollendem Tone; dann sich an Djalma wendend, sagte sie: — Nun, Prinz Liebenswürdig, wie man in den Feenmährchen sagt: geben Sie mir meinen Strauß zurück.

Und sie nahm ihn wieder.

— Sie haben ihn an ihre Lippen gedrückt, ich hätte fast Lust, ihn aufzuessen....

Und einen glühenden Blick auf Djalma werfend, fügte sie leise hinzu:

— Das Ungeheuer, der Nini, hat die Wahrheit gesprochen.... Alles ist so ganz ehrbar; ich habe mir auch nicht... so viel vorzuwerfen.

— Dabei biß sie mit ihren kleinen weißen Zähnen die Spitze eines rosigen Nagels ihrer rechten Hand ab, dessen Handschuh sie ausgezogen hatte. —

Es darf wohl nicht erst gesagt werden, daß Adriennen's Brief nicht an den Prinzen abgegeben war und daß er keineswegs den Tag auf dem Lande zugebracht hatte. In den drei Tagen, daß Graf von Montbron Djalma nicht gesehen hatte, war diesem von Faringhea eingeredet worden, daß, wenn er eine andere Liebe erheuchele, er Fräulein von Cardoville besiegen würde. Was Djalma's Anwesenheit im Theater betrifft, so hatte Rodin durch Florine erfahren, daß ihre Gebieterin am Abend dort sein werde.

Bevor Djalma Adrienne erkannte, war diese, die sich einer Ohnmacht nahe fühlte, im Begriff gewesen, das Theater zu verlassen; der Mann, den sie bisher so hoch im Herzen gehalten, den sie gleich einem Helden, einem Halbgott bewunderte, den sie von einer so gräßlichen Verzweiflung ergriffen glaubte, daß sie, hingerissen durch das zarteste Mitleiden, ihm offen geschrieben hatte, damit eine süße Hoffnung seinen Schmerz mildere... dieser Mann vergalt jetzt einen großmüthigen Beweis von Offenheit und Liebe damit, daß er sich auf lächerliche Weise, mit einem seiner unwürdigen Geschöpfe zur Schau stellte. — Das war eine unheilbare Wunde für Adriennen's Stolz! Es lag ihr wenig daran, ob Djalma sie zum Zeugen dieses unwürdigen Schimpfes zu machen beabsichtigt habe, oder nicht.

Als sie sich aber von dem Prinzen erkannt sah, als dieser die Verhöhnung so weit trieb, ihr grade in's Gesicht zu sehen, den Strauß des Geschöpfes, welches ihn begleitete, ihr zum Trotze an seine Lippen zu drücken, da fühlte Adrienne, ergriffen von edler Entrüstung, den Muth zu bleiben. Weit entfernt, ihre Augen vor der Gewißheit zu schließen, empfand sie eine Art grausamen Vergnügens darin, dem Todeskampfe, dem Absterben ihrer reinen und göttlichen Liebe beizuwohnen.

Mit erhobener Stirn, mit stolzem und leuchtendem Blick, mit gerötheten Wangen und Verachtung auf den Lippen blickte nun auch sie den Prinzen fest und verächtlich an; ein spöttisches Lächeln umspielte ihren Mund und sie sagte zu der Marquise, die, wie ein großer Theil der Zuschauer, ganz mit dem, was in der Prosceniumsloge vorging, beschäftigt war:

— Diese empörende Schaustellung roher Sitten steht wenigstens ganz im Einklange mit dem übrigen Programm.

— Allerdings — antwortete die Marquise — und mein lieber Onkel verliert das Ergötzlichste, was es hier vielleicht geben dürfte.

— Graf von Montbron? — erwiederte Adrienne lebhaft mit kaum unterdrückter Bitterkeit — Ja... er wird bedauern, nicht Alles gesehen zu haben.... Ich wünschte, er käme.... Habe ich ihm nicht diesen herrlichen Abend zu verdanken?

Vielleicht hätte Frau von Morinval den Ausdruck bitterer Ironie bemerkt, den Adrienne nicht völlig zu verbergen vermochte, wenn nicht plötzlich ein heiseres, anhaltendes,

wiederhallendes Brüllen ihre wie aller Zuschauer Aufmerksamkeit erregte, die, wie schon gesagt, bisher die Scenen, die Moroks Erscheinen auf der Bühne einleiteten, ziemlich unbeachtet gelassen hatten.

Aller Augen wandten sich instinktmäßig nach der finstern Höhle, die links auf der Bühne unter Fräulein von Cardoville's Loge angebracht war — ein Schauer glühender Neugierde durchbebte das ganze Haus....

Ein zweites uoch lauteres und tieferes, und wie es schien noch wüthenderes Gebrüll als das erste, drang diesmal aus der Höhle, deren Oeffnung unter künstlichem, leicht zu beseitigendem Gesträuch verschwand. Bei diesem Gebrüll stand der Engländer in seiner kleinen Loge auf, streckte sich fast mit dem halbeu Leibe heraus und rieb sich vergnügt die Hände; dann heftete er, völlig regungslos, seine dicken grünen Augen stier und funkelnder als je auf den Eingang der Höhle.

Bei diesem grimmigen Gebrüll war Djalma, trotz aller Aufregungen der Liebe, der Eifersucht und des Hasses, die ihn peinigten, ebenfalls erbebt. — Der Anblick dieses Waldes, das Gebrüll des Panthers erschütterten ihn tief, indem sie ihn von Neuem an sein Vaterland und an dessen mörderische Jagden erinnerten, welche, wie der Krieg, in furchtbaren Rausch versetzen. — Hätte er plötzlich die Zinken und die Gags der Armee seines Vaters zum Angriff blasen hören, würde er von keinem glühenderen Feuer fortgerissen worden sein. Bald übertönte ein dumpfes Gebrüll, gleich einem fernen Donner, fast den schneidenden Ton des Panthers: der Löwe und der Tiger, Judas und Kain antwor-

teten ihm vom Hintergrunde der Bühne, wo ihre Käfige standen.... Bei diesem entsetzlichen Concert, das in den Einöden Ostindiens so oft zu Djalma's Ohren gedrungen war, wenn er auf der Jagd oder zum Kriege dort gelagert hatte, kochte ihm das Blut in den Adern; in seinen Augen glühte ein wildes Feuer, sein Kopf bog sich vornüber, seine Hände klammerten sich an die Brüstung der Loge und sein ganzer Körper bebte von einem krampfhaften Zittern. Die Zuschauer, das Theater, Adrienne waren für ihn nicht mehr da, er befand sich in einem Walde seines Vaterlandes... und spürte den Tiger.

Mit seiner Schönheit vereinigte sich nun ein so kühner, wilder Ausdruck, daß Klatschrose ihn mit einer Art Angst und leidenschaftlicher Bewunderung anblickte. Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben drückten ihre hübschen, gewöhnlich so muntern, schelmischen, blauen Augen ein ernstliches Gefühl aus; sie vermochte sich keine Rechenschaft von dem zu geben, was sie empfand. Ihr Herz war beklommen und klopfte heftig, als ob irgend ein Unglück bevorstehe....

Unwillkührlich einer Regung von Furcht nachgebend, ergriff sie Djalma am Arm und sagte zu ihm:

— Sehen Sie doch die Höhle nicht so an; Sie erschrecken mich....

Der Prinz hörte sie nicht.

— Ah! da ist er!... da ist er! — murmelte die Menge fast einstimmig.

Morok erschien im Hintergrunde der Bühne.

Kostümirt, wie wir ihn bereits geschildert haben, trug Morok außerdem noch einen Bogen und einen langen, mit

Pfeilen gefüllten Köcher. — Langsam stieg er den künstlich dargestellten Felsabhang herab, der sich bis zur Mitte der Bühne erstreckte; von Zeit zu Zeit blieb er plötzlich stehen und nahm die Miene an, als ob er horche und nur mit großer Vorsicht weiter gehe.

Unwillkührlich seine Blicke umherwerfend, begegnete er den beiden glotzenden grünen Augen des Engländers, dessen Loge sich ganz in der Nähe der Höhle befand.

Einen Augenblick verzerrte sich das Gesicht des Thierbändigers in so entsetzlicher Weise, daß Frau von Morinval, die ihn mit Hülfe einer trefflichen Lorgnette neugierig beobachtete, lebhaft zu Adrienne sagte:

— Meine Liebe, dieser Mann hat Furcht... es wird ihm ein Unglück zustoßen....

— Unglück? — antwortete Adrienne mit bitterem Lächeln — Unglück... mitten in diesem so glänzend geschmückten, heitern Kreise?... hier, heute Abend?... Liebe Julie, wo denken Sie hin... Unglück ereignet sich im Dunkel, in der Einsamkeit.... aber nicht mitten in einer vergnügten Menschenmenge, beim Glanz der Lichter....

— Himmel! Adrienne!... Nehmen Sie sich in Acht! — rief die Marquise, vor Entsetzen aufschreiend und Fräulein von Cardoville am Arm ergreifend, um sie an sich zu ziehen — sehen Sie nicht dort?

Und die Marquise zeigte mit zitternder Hand auf die Höhle.

Adrienne drehte rasch den Kopf um und sah hin.

— Nehmen Sie sich in Acht!... lehnen Sie sich nicht zu weit vor — sagte Frau von Morinval besorgt zu ihr.

— Du bist thörigt, liebe Frau, mit Deiner Angst — sagte der Marquis zu seiner Gemahlin. Der Panther liegt fest angekettet, und selbst wenn er seine Kette sprengte, was unmöglich ist, so wären wir hier doch außer seinem Bereiche.

Eine allgemeine Bewegung banger Neugier herrschte jetzt unter der Menge. Aller Blicke waren unwiderstehlich auf die Höhle gerichtet.

Zwischen dem künstlichen Strauchwerk, das er mit seiner breiten Brust ungestüm bei Seite schob, erschien plötzlich der schwarze Panther. Zwei Mal streckte er seinen platten Kopf hervor und ließ seine gelben, flammenden Augen blitzen.,.. Dann, seinen rothen Rachen halb öffnend, stieß er ein neues Gebrüll aus und zeigte zwei Reihen seiner furchtbaren Zähne. Eine doppelte eiserne Kette und ein ebenfalls eisernes, schwarz angestrichenes Halsband verschwammen mit der Ebenholzfarbe seines Felles und dem Dunkel der Höhle. Die Täuschung war vollkommen: das furchtbare Thier schien frei in seinem Lager zu sein.

— Meine Damen — sagte plötzlich der Marquis — sehen Sie einmal die Indier an... sie sind prächtig in ihrer Aufregung.

Beim Anblick des Panther's war Djalma's wilde Gluth in der That auf's Höchste gestiegen.... Seine Augen funkelten in ihrer Perlmutterfassung wie schwarze Diamanten. Seine Oberlippe hob sich krampfhaft mit einem Ausdruck thierischer Wildheit, als ob er sich in einem heftigen Wuthanfall befinde.

Faringhea lehnte jetzt an der Logenbrüstung und war ebenfalls von einer heftigen Aufregung ergriffen und zwar

durch einen sonderbaren Zufall. Dieser schwarze Panther von einer so seltenen Art, den ich hier in Paris in einem Theater finde, muß — dachte er — derjenige sein, den der Malaie (der Thug oder Würger, der Djalma auf Java im Schlafe tätowirt hatte) ganz jung in seiner Höhle gefangen und an einen europäischen Schiffskapitain verkauft hat.... Bohwanie's Macht ist überall... fügte der Thug in seinem blinden Aberglauben hinzu.

— Finden Sie nicht — fragte der Marquis Adrienne, daß diese Indier sich prächtig ausnehmen?

— Vielleicht... haben sie in ihrem Vaterlande einer ähnlichen Jagd beigewohnt — sagte Adrienne, als ob sie ihre schmerzlichsten Erinnerungen anregen und ihnen Trotz bieten wolle.

— Adrienne — sagte plötzlich mit zitternder Stimme die Marquise zum Fräulein von Cardoville — der Thierbändiger ist jetzt dicht bei uns... sieht sein Gesicht nicht gräßlich aus?... Ich sage Ihnen, der Mann hat Furcht.

— Es ist wahr — fügte der Marquis ernst hinzu — daß seine Blässe entsetzlich ist und immer noch zuzunehmen scheint... je näher er dieser Seite kommt.... Man sagt, daß er die größte Gefahr laufe, so wie er seine Kaltblütigkeit nur einen Augenblick verliert.

— Ach! das wäre gräßlich — sagte die Marquise sich zu Adrienne wendend — wenn er hier, vor unsern Augen verwundet würde....

— Stirbt man denn gleich an einer Wunde — antwortete Adrienne der Marquise mit so kalter Gleichgültig-

keit im Ton, daß die junge Frau Fräulein von Cardoville erstaunt ansah und zu ihr sagte:

— O! meine Liebe, ... was Sie da sagen, ist grausam!

— Was soll ich thun? die Atmosphäre, in der wir uns befinden, wirkt auf mich zurück — sagte das junge Mädchen mit eisigem Lächeln.

— Sehen Sie — sehen Sie, der Thierbändiger wird seinen Pfeil auf den Panther abschießen! — rief plötzlich der Marquis — dann wird er wahrscheinlich den Wettkampf beginnen.

Morok befand sich in diesem Augenblick vorn auf der Bühne, mußte sie aber noch in ihrer ganzen Breite durchschreiten, um bis an den Eingang der Höhle zu gelangen. — Er blieb einen Augenblick stehen, legte einen Pfeil auf die Saite des Bogens, warf sich hinter einen Felsblock auf die Kniee und zielte lange.... Der Pfeil zischte und verlor sich in die Tiefe der Höhle, in welche sich der Panther zurückgezogen, nachdem er einen Augenblick seinen drohenden Kopf gezeigt hatte.

Kaum war der Pfeil verschwunden, als der Panther, absichtlich durch den jetzt unsichtbaren Goliath gereizt, ein Wuthgebrüll ausstieß, als ob er wirklich getroffen worden sei.

Morok's Pantomine wurde so ausdrucksvoll, er drückte seine Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, so natürlich aus, daß ein allgemeiner Beifallssturm das Haus erschütterte. — Nun warf er seinen Bogen von sich, zog einen Dolch aus seinem Gürtel, nahm ihn zwischen die Zähne und begann auf Händen und Füßen zu kriechen, als ob er

beabsichtige, den verwundeten Panther in seiner Höhle zu überrumpeln.

Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, stieß der Tod, von Neuem durch Goliath gereizt, der ihn mit einer Eisenstange schlug, aus der Tiefe der Höhle ein entsetzliches Gebrüll aus.

Der düstere Anblick des durch den röthlichen Schimmer kaum erleuchteten Waldes war von so ergreifender Wirkung, das Geheul des Panthers so wüthend, die Gebehrden, Haltung und Züge Moroks so angsterfüllt ... daß die Zuschauer, gespannt, schaudernd, das tiefste Schweigen beobachteten; Jeder hielt den Athem an; man hätte sagen können, daß Alle von einem Schauder des Entsetzens befallen wären, als ob sie irgend ein gräßliches Ereigniß erwarteten.

Was den Pantominen Morok's eine so erschreckliche Wahrheit verlieh, war der Umstand, daß er, wie er sich so Schritt vor Schritt der Höhle näherte, auch der Loge des Engländers näher kam ... Unwiderstehlich durch die Furcht gebannt, vermochte der Thierbändiger nicht seine Augen von den beiden glotzenden grünen Augen dieses Mannes abzuwenden. Es schien grade so, als wären die ungestümen Bewegungen, die er im Kriechen machte, nur die Wirkung einer magnetischen, durch den starren Blick des unheimlichen Wetters hervorgerufenen Anziehungskraft. ... Je mehr Morok sich ihm näherte, desto mehr verzerrten sich seine Züge ... er wurde todtenbleich.

Beim Anblick dieses Gebehrdenspiels, welches kein Spiel mehr, sondern der wahre Ausdruck des Entsetzens war, wurde die tiefe, bange Stille, die unter den Zuschauern herrschte,

noch einmal durch Beifall und Jubel unterbrochen, mit dem sich das Heulen des Panthers und das Brüllen des Löwen und Tigers aus der Ferne vereinigte.

Der Engländer hatte sich fast ganz aus seiner Loge herausgelehnt; um seine Lippen spielte ein entsetzliches, spöttisches Lächeln, seine glotzenden Augen stierten; er war athemlos, beklommen; der Schweiß rann von seiner kahlen, rothen Stirn, als ob er in der That eine außerordentliche magnetische Kraft angewendet hätte, um Morok heranzuziehen, den er dicht am Eingange der Höhle sah. . .

Der Moment war entscheidend.

In sich zusammen gekauert, den Dolch in der Hand, jeder Bewegung des Panthers mit seinen Blicken folgend, der brüllend, gereizt und seinen ungeheuern Rachen öffnend, den Eingang zur Höhle vertheidigen zu wollen schien . . . erwartete Morok den Moment, um über ihn herzufallen.

Es liegt ein solcher Zauber in der Gefahr, daß Adrienne unwillkührlich die Empfindung einer stachelnden, mit Entsetzen gemischten Neugierde, welche alle Zuschauer durchbebte, theilte. Wie die Marquise, vorn übergebeugt, den Blick auf diesen Entsetzen erregenden Anblick geheftet, hielt das junge Mädchen mechanisch den indischen Strauß, den sie immer noch bewahrt hatte, in der Hand.

Plötzlich stieß Morok einen wilden Schrei aus und warf sich auf den Tod; dieser antwortete durch ein helles Gebrüll und stürzte sich mit solcher Wuth auf seinen Herrn, daß Adrienne entsetzt und in der Meinung, diesen Mann verloren zu sehen, zurückfuhr und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. . .

Der Strauß entglitt ihr, fiel auf die Bühne und rollte in die Höhle, in welcher der Panther und Morok kämpften.

Rasch wie der Blitz, geschmeidig und behende wie ein Tiger, hingerissen von dem Ungestüm seiner Liebe und dem wilden Feuer, was das Brüllen des Panthers in ihm entzündet hattte, sprang Djalma mit einem Satz auf die Bühne, zog seinen Dolch und stürzte in die Höhle, um Adriennens Strauß zu holen. — In diesem Augenblick rief ein gräßlicher Schrei Morok's, des verwundeten Morok's um Hülfe.... Noch wüthender beim Anblick Djalma's, machte der Panther eine verzweifelte Anstrengung, um seine Kette zu zerreißen. Da ihm dies nicht gelang, richtete er sich auf den Hinterfüßen in die Höhe, um Djalma, der jetzt im Bereich seiner scharfen Krallen war, zu umspannen. Dieser bückte den Kopf, warf sich auf die Kniee und stieß zwei Mal mit der Schnelligkeit des Blitzes seinen Dolch in den Leib des Panthers; er entging nur dadurch einem gewissen Tode. Der Panther brüllte und fiel mit seiner ganzen Schwere auf den Prinzen nieder.... Eine Secunde lang sah man nur eine verworrene Masse schwarzer Gliedmaßen und weißer blutbefleckter Kleider.... Endlich erhob sich Djalma, bleich, blutig, verwundet; ein wilder Stolz blitzte in seinen Augen, seinen Fuß setzte er auf den todten Panther, in der Hand hielt er Adrienne's Strauß — und warf ihr einen Blick zu, in dem sich seine tollkühne Liebe aussprach.

Jetzt erst fühlte Adrienne ihre Besinnung schwinden, denn ein übermenschlicher Muth hatte ihr Kraft verliehen, den gräßlichen Ausgang des Kampfes mit anzusehen. . .

Das Concilium.

Zehntes Kapitel.

Der Wanderer.

Es ist Nacht.

Der Mond scheint, die Sterne funkeln an einem Himmel voll düsterer Klarheit; das schneidende Pfeifen des Nordwindes, eines unheilbringenden, trockenen, eisigen Luftstromes, bricht, sich kreuzend und schlängelnd, in heftigen Stößen aus; mit seinem rauhen, keuchenden Hauch fegt er... die Höhen des Montmartre.

Auf dem höchsten Gipfel dieser Anhöhe steht ein Mann.

Sein langer Schatten fällt auf den steinigen, vom Monde beleuchteten Boden.

Dieser Wandrer betrachtet die ungeheure Stadt, die sich zu seinen Füßen ausbreitet: —

Paris... dessen schwarzer Schattenriß seine Thürme, seine Kuppeln und seine Dome auf dem klaren Blau des Horizonts hervortreten läßt, während aus der Mitte dieses Steinoceans ein leichter Dunst aufsteigt, der den gestirnten Himmel des Zeniths röthet....

Es ist der ferne Schimmer, der tausenden von Flammen, die am Abend zur Zeit der Vergnügungen lustig die lärmende Hauptstadt erleuchten.

— Nein, — sagte der Wanderer, das wird nicht geschehen;... der Herr wird es nicht wollen.

— Es ist genug mit zwei Mal.

— Vor fünf Jahrhunderten trieb mich die rächende Hand des Allmächtigen aus dem Innern Asiens bis hieher.... Ich, der einsame Wanderer habe mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Unglück, mehr Leichen zurückgelassen... als die zahllosen Armeen von hundert verheerenden Eroberern zurückgelassen hätten.... Ich betrat diese Stadt... und sie ward decimirt.

— Vor zwei Jahrhunderten führte mich dieselbe unerbittliche Hand, welche mich durch die Welt treibt, abermals her und dies Mal wie das erste Mal verheerte die Seuche, welche der Allmächtige dann und wann an meine Schritte fesselt, diese Stadt und ergriff zunächst meine, bereits durch Arbeit und Elend entkräfteten Brüder.

— Meine Brüder... die Brüder des Handwerkers aus Jerusalem, den der Herr verflucht hat: dieses stets leidende, immer erblose, immer in Knechtschaft schmach-

tende Geschlecht, das, wie ich, ohne Rast und Ruhe, ohne Vergeltung und ohne Hoffnung vorwärts muß, ... bis daß Weiber, Männer, Kinder, Greise unter einem eisernen Joche erliegen ... einem mörderischen Joche, das Andre wieder aufnehmen und das so die Arbeiter von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ihrer geduldigen wunden Schulter tragen.

— Seit fünf Jahrhunderten bin ich nun zum dritten Male auf dem Gipfel eines der Anhöhen, die diese Stadt überragen.

— Und vielleicht bringe ich nochmals Entsetzen, Trauer und Tod.

— Diese Stadt, berauscht im Taumel ihrer Freuden, ihrer nächtlichen Vergnügungen, weiß nicht ... nein! sie weiß nicht, daß ich vor ihren Thoren stehe.

— Aber nein, nein, ... meine Anwesenheit wird keine neue Trübsal bringen.... Der Herr in seinen unerforschlichen Absichten hat mich durch Frankreich hierhergeführt, ohne daß ich auf meinem Wege irgend einen bewohnten Ort berührte.

— So hat keine Vermehrung des Todtengeläutes meinen Weg bezeichnet.

— Auch hat das Gespenst mich verlassen.

— Dies fahle ... grüne Gespenst ... mit den tiefliegenden, blutigen Augen ... Als ich den französischen Boden betrat ... wich seine feuchte, kalte Hand aus der meinen.... Es verschwand....

— Dennoch aber... ich fühle es... umgiebt mich noch diese Todtenatmosphäre.

— Das schneidende Pfeifen dieses unheilvollen Windes hört nicht auf, der, in seinen Wirbel mich einhüllend, mit seinem vergifteten Hauche die Seuche mitzuführen scheint.

— Der Zorn des Herrn legt sich gewiß....

— Vielleicht ist meine Anwesenheit hier nur eine Drohung... die er denen ahnen läßt, die sie erschrecken soll....

— Ja! denn sonst würde er ja einen Streich von um so entsetzlicheren Nachhall zu führen beabsichtigen... indem er Schrecken und Tod zuerst in das Herz des Landes, in den Schooß dieser ungeheuern Stadt schleuderte.

— O nein!... nein! Der Herr wird Erbarmen haben....

— Nein!... er wird mich nicht zu dieser neuen Strafe verdammen....

— Ach! in dieser Stadt... sind meine Brüder noch weit zahlreicher und unglücklicher als anderswo....

— Und ich... müßte ihnen den Tod bringen....

— Nein! Der Herr wird Erbarmen haben, denn, ach! die sieben Nachkommen meiner Schwester sind endlich in dieser Stadt vereinigt....

— Und ich sollte ihnen den Tod bringen?

— Den Tod... statt der Hülfe, um die sie so dringend flehen?...

— Denn die Frau, die gleich mir von einem Ende der Welt zum andern wandert, diese Frau hat, ... nachdem sie noch eimal die Ränke ihrer Feinde vernichtet, ihre ewige Wanderung fortgesetzt....

— Vergebens hat sie geahnt, daß von Neuem großes Unheil Diejenigen bedrohe, die mir durch meine Schwester verwandt sind....

— Die unsichtbare Hand, die mich herführt... jagt die wandernde Frau vor mir her....

— Wie immer von dem unwiderstehlichen Wirbel fortgerissen, rief sie vergebens in dem Moment, als sie die Meinigen verließ, flehend aus:

— Herr, laß mich zum Mindesten meine Aufgabe vollenden!

— Geh!

— Aus Barmherzigkeit, einige Tage, nur einige Tage!

— Geh!!

— Ich verlasse die, die ich beschütze, am Rande des Abgrundes.

— Geh... Geh!

— Und der Wandelstern ist von Neuem auf seiner ewigen Bahn dahingeeilt. —

— Und ihre Stimme drang durch den Raum und rief mich zum Beistande der Meinigen herbei....

— Als ihre Stimme mich erreichte, fühlte ich... die Abkömmlinge meiner Schwester seien wieder furcht-

baren Gefahren ausgesetzt... diese Gefahren vermehren sich noch....

— O, sage, Herr, sage! werden die Nachkommen meiner Schwester dem Verhängniß entgehen, das seit so vielen Jahrhunderten auf meinem Geschlechte lastet?

— Wirst Du mir in ihnen vergeben? Wirst Du mich in ihnen bestrafen?

— O, laß sie dem letzten Willen ihres Ahnherrn gehorchen.

— Laß sie ihr mildthätiges Herz, ihre mächtigen Kräfte, ihren herrlichen Verstand, ihre großen Reichthümer vereinigen können.

— Auf diese Weise werden sie für das künftige Glück der Menschheit wirken.... Sie werden so vielleicht meine ewige Strafe sühnen!

— Die Worte des Gottmenschen: Liebet euch unter einander... würden ihr einziger Zweck, ihr alleiniges Mittel sein.

— Mit Hülfe dieser allmächtigen Worte würden sie die falschen Priester bekämpfen und besiegen, welche, den Vorschriften der Liebe, des Friedens und der Hoffnung des Gottmenschen abtrünnig geworden, um Lehren voller Haß, Gewaltthätigkeit und Verzweiflung aufzubringen.

— Diese falschen Priester... die im Solde der Mächtigen und Reichen dieser Welt... ihrer Mitschuldigen zu allen Zeiten,... anstatt hienieden ein wenig

Glück für meine Brüder, welche seit Jahrhunderten leiden und seufzen, zu erbitten... in deinem Namen Herr! zu sagen wagen, daß der Arme in dieser Welt auf ewig den Qualen bestimmt sei... und daß der Wunsch oder die Hoffnung, weniger auf dieser Erde zu leiden, ein Verbrechen in Deinen Augen sei... weil das Glück Weniger... und das Unglück fast der ganzen Menschheit... Dein Wille sei...

— O! der Gotteslästerung!... Ist nicht grade das Gegentheil dieser mörderischen Worte Deines göttlichen Willens würdig?

— Sei barmherzig Herr! und erhöre mich.... Entreiße die Nachkommen meiner Schwester ihren Feinden ... vom Handwerker bis zum Königssohn.... Laß nicht den Keim einer kräftigen und fruchtbringenden Vereinigung untergehn, die wenn Du willst, in der Geschichte des Glückes der Menschheit vielleicht eine Epoche bilden wird.

— Laß mich, o Herr, sie vereinigen, da man sie entzweiet; laß mich sie vertheidigen, da man sie angreift ... laß mich denjenigen, die nicht mehr hoffen, Hoffnung geben, denen, die niedergeschlagen sind, Muth einflößen, diejenigen, die zu fallen drohen, aufrichten, diejenigen, die im Guten beharren, unterstützen....

— Dann werden vielleicht ihre Kämpfe, ihre Aufopferung, ihre Tugend, ihre Leiden mein Vergehen büßen... das Vergehen von mir, den nur das Elend,

ja nur allein das Elend ungerecht und böse gemacht hatte....

— Herr! da Deine Hand mich zu einem Zweck, den ich nicht kenne... hierher geführt hat... so entwaffne Deinen Zorn... laß mich nicht länger das Werkzeug Deiner Rache sein!...

— Genug der Trauer auf Erden!... Seit zwei Jahren fallen Deine Geschöpfe zu Tausenden... unter meinen Schritten....

— Die Welt ist decimirt; ein Trauerschleier überdeckt den ganzen Erdball....

— Von Asien bis zum Nordpol wanderte ich... und überall habe ich den Tod zurückgelassen....

— Hörst Du nicht den bangen Schmerzensruf, der von der Erde zu Dir aufsteigt, Herr?...

— Erbarmen für Alle und für mich....

— Laß mich einen Tag... nur einen einzigen Tag ... die Nachkommen meiner Schwester vereinigen... dann sind sie gerettet....

Bei diesen Worten fiel der Wanderer auf die Kniee ... flehend hob er seine Hände zum Himmel empor.

Plötzlich heulte der Wind mit zunehmender Heftigkeit; sein schneidendes Pfeifen verwandelte sich in Sturm....

Der Wanderer schauderte.

Mit entsetzter Stimme rief er aus:

— Herr, der Todeswind brüllt wüthend.... Sein Wirbel scheint mich zu heben.... Du erhörst also mein

Flehen nicht, Herr?... Das Gespenst... ach! das Gespenst... da ist es wieder.... Sein grüngelbes Antlitz ist von Krämpfen verzerrt... seine rothen Augen verdrehen sich in ihren Höhlen.... Hinweg von mir!... Hinweg!... Seine Hand... ach! seine eisige Hand hat die meinige erfaßt.... Herr! Erbarmen!!...

— Geh!!

— O Herr!... diese Seuche... diese furchtbare Seuche*) auch in diese Stadt zu bringen!... Meine Brüder werden zuerst sterben... sie die schon so elend sind... Gnade!...

— Geh!!

— Und die Nachkommen meiner Schwester... Gnade, Gnade!

— Geh!!

— O Herr!... Erbarmen... ich vermag mich nicht mehr am Boden zu erhalten... das Gespenst schleppt mich dem Abhange dieses Hügels zu;... mein Schritt

*) Im Jahre 1346 verheerte bekanntlich die schwarze Pest die Erde; sie zeigte dieselben Symptome wie die Cholera und dasselbe unerklärliche Phänomen eines steten Fortschreitens unter gewissen Ruhepunkte. Im Jahre 1660 decimirte eine andere, ähnliche Seuche die Welt. — Bekanntlich brach die Cholera zuerst in Paris aus, nachdem sie, wenn man so sagen darf, mit einem ungeheuern und unerklärlichen Sprung ihr allmäliges Fortschreiten unterbrochen hatte; auch wehte während der größten Verheerungen fortwährend Nordostwind.

ist so rasch, wie der Todeswind, der hinter mir herfährt. ... Schon sehe ich die Mauern dieser Stadt.... O Herr! erbarme Dich, erbarme Dich der Nachkommen meiner Schwester! Verschone sie.... Laß mich nicht ihr Henker werden, sondern laß mich über ihre Feinde triumphiren.

— Geh!... Geh!

— Der Boden flieht immer hinter mir.... Gleich bin ich an den Thoren der Stadt.... Noch ist es Zeit, Herr... Gnade für diese schlafende Stadt! Laß sie nicht unter dem Geschrei des Entsetzens, der Verzweiflung und des Todes erwachen!! Herr ich betrete die Schwelle des Thores!! Du willst es also.... Es ist geschehen.... Paris!... die Seuche ist in deinen Mauern!... Ha! verflucht!... also immer noch verflucht!

— Geh!... Geh!... Geh!...

Elftes Kapitel.

Die Collation.

Am Tage nach dem Eintreffen des unheimlichen Wanderers herrschte im Hôtel St. Dizier ziemlich große Geschäftigkeit.

Obwohl erst eben zwölf Uhr, war doch die Fürstin, ohne grade in vollem Staat zu sein, denn dazu besaß sie zu viel guten Ton, mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet. Statt einfach gescheitelt, bildeten ihre blonden Haare zwei gekräuselte Lockenbüschel, die ihr zu ihren vollen, blühenden Wangen sehr gut standen. Ihre Haube war mit Rosenbändern besetzt und wer die Frau Fürstin so schlank in ihrem Kleide von grauem Moirée sich bewegen sah, errieth leicht, daß Madame Grivois die Beihülfe und den Beistand einer andern Kammerfrau in Anspruch zu nehmen genöthigt war, um diese auffallende Verdünnung der starken

Taille ihrer Gebieterin zu unternehmen und zu Stande zu bringen.

Die erbauliche Veranlassung dieses leisen Wiederauflebens weltlicher Koketterie wird sich bald zeigen.

Begleitet von Madame Grivois, ihrer Haushofmeisterin, ertheilte die Fürstin ihre letzten Befehle in Bezug auf einige Vorbereitungen, welche in einem geräumigen Salon getroffen wurden. In der Mitte dieses Zimmers befand sich ein großer runder Tisch, auf dem eine karmoisinrothe Sammetdecke lag und um den herum mehrere Stühle standen, unter denen man an dem Ehrenplatze einen vergoldeten Sessel wahrnahm.

In einer Ecke des Salons unweit des Kamins, in dem ein treffliches Feuer brannte, stand eine Art improvisirtes Buffet, auf dem man die mannigfaltigen Bestandtheile der leckersten, auserlesensten Collation sah. Auf silbernen Tellern erhoben sich Pyramiden von Brotschnittchen mit Karpfenmilch und Anchovisbutter, Caviarschnittchen und Trüffeln aus Périgord (es war in der Fastenzeit); Pastetchen von Moselkrebsschwänzen mit Sahne gebacken, dampften in ihrem lockerigen, goldgelben Blätterteige auf silbernen mit Weingeistflammen erhitzten Rechauds, um ja recht heiß zu bleiben, und schienen an Delicatesse und Vortrefflichkeit mit den in Madeira geschmorten Austern von Marennes, die noch durch Haché von gewürztem Stör pikanter wurden, zu wetteifern.

Neben diesen „ernsten" Gerichten waren leichtere; kleine mit Ananas gefüllte Biscuits, Eis von Erdbeeren, einer in dieser Jahreszeit sehr seltenen Delicatesse; Orangengelées

in den zu diesem Zwecke künstlich geleerten ganzen Schaalen der Frucht servirt. Rubin- und topasfarbig funkelten die Bordeaux-, Madeira-, Alicanteweine in großen Krystallflaschen, während der Champagner und zwei Kannen von Porzellan aus Sèvres, die eine mit Milch-Kaffee, die andere mit Vanille-Chokolade gefüllt, fast consistent wie Sorbet waren, da sie in einem großem mit Eis gefülltem Kühlbecken von ciselirtem Silber standen.

Was aber dieser leckeren Collation einen speciellen r ö m i s c h - a p o s t o l i s c h e n Charakter verlieh, waren gewisse erbaulich zubereitete Desserts. — So waren allerliebste kleine Golgatha's von Aprikosenteig, Bischofsmützen aus Zuckermandeln, Bischofskreuze von Marzipan, denen die Fürstin mit einer äußerst zarten Aufmerksamkeit einen kleinen, mit Schnüren von Gerstenzucker verzierten Cardinalshut von Kirschzucker hinzugefügt hatte. Das bedeutendste Stück dieses katholischen Zuckergebäcks, des Meisterwerks des Mundkochs der Fürstin St. Dizier, war ein prachtvolles Crucifix von candirtem Kalmus mit einer Dornenkrone von candirten Berberitzen. *)

---

*) Eine vollkommen glaubwürdige Person hat uns versichert, bei einem hochstehenden Prälaten einem Festmahle beigewohnt und beim Dessert eine solche Schaustellung gesehen zu haben, was ihr Veranlassung gab, den Prälaten zu fragen: „Ich glaubte, man genieße den Leib des Heilandes in beiderlei Gestalt, aber nicht in Kalmus.“ — Wir müssen jedoch bemerken, daß die Erfindung dieses apostolischen Zuckerwerks nicht vom Prälaten ausging, sondern von dem etwas überspannten Katholicismus einer frommen Dame, die im Hause des Hochwürdigen eine große Autorität besaß.

— Dies sind sonderbare Profanationen, über die sich selbst eben nicht sehr fromme Leute mit Recht empört fühlen. — Aber von der offen getriebenen Gaukelei mit dem Rocke in Trier bis zu dem frechen Spaße mit dem Reliquienkästchen in Argenteuil, scheinen die nach Art der Fürstin St. Dizier frommen Leute, sich förmlich Mühe zu geben, ehrwürdige Traditionen mit Gewalt lächerlich zu machen.

Nachdem die Fürstin einen Blick voller Befriedigung auf diese so eingerichtete Collation geworfen hatte, sagte sie zu Madame Grivois, indem sie auf den vergoldeten Sessel zeigte, der für den Präsidenten dieser Versammlung bestimmt war:

— Ist mein Fußwärmer unter den Tisch gestellt, damit Seine Eminenz die Füße darauf setzen kann? — Er klagt immer über Kälte....

— Ja, Frau Fürstin — sagte Madame Grivois, nachdem sie unter den Tisch geblickt hatte — der Fußwärmer ist da....

— Sorgen Sie auch dafür, daß man eine Wärmflasche von Zinn mit heißem Wasser bereit hält, im Fall Seiner Eminenz der Fußwärmer allein nicht genügte....

— Ja! Frau Fürstin!

— Legen Sie noch Holz in's Feuer.

— Aber Frau Fürstin... es ist schon eine so große Gluth... sehen Sie nur... Und dann... wie Seine Eminenz stets friert, so ist es für den Herrn Bischof von Halfagen immer zu warm; er trieft fast immer von Schweiß.

Die Fürstin zuckte die Achseln und sagte zu Madame Grivois:

— Ist nicht seine Eminenz der Herr Cardinal von Malipieri der Vorgesetzte des Herrn Bischofs von Halfagen?

— Allerdings, Frau Fürstin!

— Nun, dann hat gemäß der Hierarchie der Herr Bischof unter der Hitze, nicht aber Seine Eminenz unter der Kälte zu leiden.... Thun Sie also, wie ich Ihnen sage: legen Sie noch Holz nach. Uebrigens ist es sehr natürlich; Seine Eminenz ist Italiener und der Herr Bischof gehört dem nördlichen Belgien an; sie sind also an ein ganz verschiedenes Klima gewöhnt.

— Wie die Frau Fürstin befehlen — sagte Madame Grivois, indem sie zwei ungeheure Kloben in's Feuer legte — aber bei der Hitze hier kann der Herr Bischof ohnmächtig werden.

— Ei, mein Gott, auch ich finde es hier sehr warm; aber lehrt uns nicht unsere heilige Religion Opfer und Kasteiungen? — antwortete die Fürstin mit einem rührenden Ausdruck von Selbstverläugnung.

Man kennt nun die Veranlassung zu der etwas koketten Toilette der Fürstin St. Dizier. — Es handelte sich um einen würdigen Empfang der Prälaten, die im Vereine mit dem Abbée von Aigrigny und andern Würdenträgern der Kirche bei der Fürstin bereits eine Art Concil im Kleinen gehalten hatten.

Eine Neuvermählte, die ihren ersten Ball giebt, ein Mündiggewordener, der sein erstes Garçonessen giebt, eine Frau von Geist, die ihr erstes ungedrucktes Werk zum ersten Male vorliest, können nicht freudiger, stolzer und zu gleicher

Zeit sorgsamer um ihre Gäste bemüht sein, als es die Fürstin von St. Dizier um ihre Prälaten war.

Höchst wichtige Interessen in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart erörtern und verhandeln zu sehen, sich von äußerst fähigen Leuten um ihren Rath über gewisse praktische Bestimmungen in Bezug auf den Einfluß weiblicher Congregationen befragen zu hören: darüber war die Fürstin vor Stolz ganz außer sich, denn auf diese Weise weihten ja Cardinäle und Bischöfe für immer ihre Ansprüche... beinahe wie eine Kirchenmutter betrachtet zu werden... Sie hatte demnach für diese heimischen wie fremden Prälaten eine Menge salbungsvoller Schmeicheleien und andächtiger Koketterien entfaltet.

Nichts war logischer, als die allmälige Umwandlung dieser herzlosen, aber aufrichtig die Intriguen und Coterieherrschaft leidenschaftlich liebende Frau. Mit zunehmenden Jahren war sie natürlich von der Liebes-Intrigue zur politischen und von der politischen zur religiösen Intrigue übergegangen.

Eben als die Fürstin St. Dizier mit der Inspicirung fertig war, verkündete das Wagengerassel im Hofe des Hôtels die Ankunft der von ihr erwarteten Personen. — Ohne Zweifel waren es Personen vom höchsten Range, denn sie ging ihnen gegen allen Gebrauch bis zur Thür ihres Vorzimmers zum Empfang entgegen.

Es waren in der That der Cardinal Malipieri, der immer fror, und der belgische Bischof von Halfagen, dem es immer zu warm war; in ihrer Begleitung befand sich der Abbé von Aigrigny.

Der römische Cardinal war ein großer Mann, mehr knochig als mager, mit hoffärtigen, listigen Zügen und mit gelblichem, aufgedunsenem Gesicht. Er schielte sehr und seine schwarzen Augen lagen tief, eingefaßt von einem blauen Ringe. Der belgische Bischof war ein kleiner, dicker, untersetzter Mann mit einem Hängebauch, apoplektischer Gesichtsfarbe, entschlossenem Blick und einer fleischigen, weichen Hand voller Grübchen.

Bald war die ganze Gesellschaft im großen Salon versammelt. Der Kardinal verfügte sich sogleich nach dem Kamin, während der Bischof schwitzend und keuchend von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Blicke nach dem Eiskaffee und der Eischokolade warf, die ihm die Gluth dieser künstlichen Hundstagshitze ertragen helfen sollten.

Der Abbé von Aigrigny näherte sich der Fürstin und sagte leise zu ihr:

— Wollen Sie gefälligst bestimmen, daß man den Abbé Gabriel von Rennepont, welcher kommen und nach Ihnen fragen wird, hier herein führt?

— Der junge Priester ist also hier? — fragte die Fürstin höchst erstaunt.

— Seit vorgestern.... Wir haben ihn durch seine Vorgesetzten nach Paris rufen lassen.... Sie werden Alles erfahren.... Was den Pater Rodin betrifft, so wird ihn Madame Grivois wie neulich durch die kleine Thür der geheimen Treppe eintreten lassen.

— Er kommt heute?

— Er hat uns sehr wichtige Dinge mitzutheilen; er wünschte, daß der Herr Cardinal und der Herr Bischof bei

der Unterredung gegenwärtig seien, denn in ihrer Eigenschaft als Affilirte sind sie in Rom durch den Ordensgeneral in Alles eingeweiht worden....

Die Fürstin klingelte, ertheilte ihre Aufträge, ging dann zum Cardinal und sagte im Tone der zuvorkommendsten Besorgniß zu ihm:

— Fangen Ew. Eminenz an, sich ein wenig zu erwärmen?... Wünschen Ew. Eminenz noch eine Wärmflasche unter die Füße?... Wünschen Ew. Eminenz, daß noch Holz nachgelegt werde?...

Bei diesem Vorschlag stieß der belgische Bischof, seine schweißtriefende Stirn abtrocknend, einen verzweifelten Seufzer aus.

— Tausend Dank, Frau Fürstin — antwortete der Cardinal in sehr gutem Französisch, aber mit einem unleidlichen, fremdartigen Accent. — Sie beschämen mich durch so viel Güte.

— Ist Ew. Hochwürden nicht gefällig? — sagte die Fürstin zum Bischof und zeigte nach dem Buffet.

— Wenn Sie erlauben, Frau Fürstin, werde ich etwas Eiskaffee nehmen.

Und der Prälat machte einen vorsichtigen Umweg, um sich der Collation zu nähern, ohne beim Kamin vorüberzukommen.

— Wollen Ew. Eminenz nicht eine dieser kleinen Austernpastetchen kosten?... Sie sind ganz heiß — sagte die Fürstin.

— Ich kenne sie bereits — antwortete der Cardinal,

wie ein Gourmand schmunzelnd — sie sind ausgezeichnet und ich widerstehe nicht.

— Welchen Wein darf ich Ew. Eminenz anbieten? — fuhr die Fürstin zuvorkommend fort.

— Ein wenig Bordeaux, Frau Fürstin, wenn Sie die Güte haben wollen.

Und da der Abbé sich anschickte, dem Kardinal einzuschenken, machte ihm die Fürstin dies Vergnügen streitig.

— Ew. Eminenz werden es gewiß billigen — sagte der Abbé von Aigrigny zum Cardinal, der ganz ernst die kleinen Austernpastetchen probte — daß ich geglaubt habe, heute weder den Herrn Bischof von Mogador, noch den Herrn Erzbischof von Nanterre und unsre heilige Mutter Perpetua, die Oberin des Klosters St. Maria einladen zu dürfen, da die Unterredung, die wir mit Sr. Ehrwürden dem Pater Rodin und dem Abbé Gabriel haben werden, durchaus vertraulicher Art ist.

— Unser lieber Abbé hat vollkommen Recht gehabt — sagte der Cardinal — denn, wenngleich die Rennepontsche Angelegenheit durch ihre möglichen Folgen die ganze römisch-apostolische Kirche interessirt, giebt es doch gewisse Dinge, welche man geheim halten muß.

— Ich ergreife demnach diese Gelegenheit, Ew. Eminenz nochmals meinen Dank dafür zu sagen, daß Sie zu Gunsten einer so unbedeutenden und demüthigen Dienerin der Kirche eine Ausnahme zu machen geruht haben — sagte die Fürstin mit einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen den Cardinal.

— Es war gerecht und gebührte Ihnen, Frau Für-

stin — antwortete der Cardinal und verneigte sich, nachdem er sein leeres Glas auf den Tisch gestellt hatte. — Wir wissen, wie großen Dank Ihnen die Kirche für die heilsame Richtung schuldet, die sie den frommen Stiftungen geben, an deren Spitze Sie stehen.

— In dieser Beziehung können Ew. Eminenz versichert sein, daß ich dem Armen, der keinen Beichtzettel vorzeigen kann, jede Unterstützung verweigern lasse.

— Und nur auf diese Weise, Frau Fürstin — erwiederte der Cardinal, indem er sich dies Mal durch das appetitliche Aussehen einer kleinen Pastete von Krebsschwänzen verleiten ließ — hat die Mildthätigkeit auch nur einen Sinn ... es kümmert mich wenig, daß die Gottlosigkeit hungert ... die Frömmigkeit ... das ist eine andere Sache — und der Prälat verschluckte eiligst eine Pastete. — Außerdem — setzte er hinzu — wissen wir auch, mit welchem glühenden Eifer Sie die Gottlosen und die sich wider die Autorität unsres heiligen Vaters auflehnenden Rebellen verfolgen.

— Ew. Eminenz können überzeugt sein, daß ich mit Herz und Seele aus Ueberzeugung der römischen Kirche angehöre; ich mache durchaus keinen Unterschied zwischen einem Gallikaner und einem Türken — sagte, sich brüstend, die Fürstin.

— Die Frau Fürstin hat Recht — sagte der belgische Bischof — ich gehe sogar noch weiter: ein Gallikaner muß der Kirche verhaßter sein, als ein Heide, und ich bin in dieser Beziehung ganz der Meinung Ludwigs XIV. Man bat ihn um eine Gunst für einen Mann seines Hofes.

— Niemals, sagte der König: der Mensch ist ja Jansenist.

— Er Sire? — Er ist Atheist.

— Dann ist es etwas Anderes, da bewillige ich die Gunst, war die Antwort des Königs.

Dieser kleine bischöfliche Scherz erregte ein allgemeines Gelächter; dann nahm der Abbé von Aigrigny wieder das Wort und sagte ernst zum Cardinal:

— Leider würde die niedre Geistlichkeit, wie ich es Ew. Eminenz gleich nachher in Betreff des Abbé Gabriel mittheilen werde, vom Gallikanismus und von Rebellionsideen gegen den von ihnen sogenannten Despotismus der Bischöfe angesteckt werden, wenn man nicht sehr darüber wachte.

— Um dem vorzubeugen — erwiederte der Cardinal mit Härte — müssen die Bischöfe ihre Strenge verdoppeln und sich immer erinnern, daß sie erst Römer sind, bevor sie Franzosen sind, denn sie vertreten in Frankreich Rom, den heiligen Vater und die Interessen der Kirche; wie ein Gesandter im Auslande sein Land, seinen Gebieter und die Interessen seiner Nation vertritt.

— Das ist sehr wahr — sagte der Abbé von Aigrigny — Wir hoffen auch, daß vermöge der kräftigen Anregung, welche Ew. Eminenz der bischöflichen Würde gegeben hat, wir auch die Freiheit des Unterrichts erlangen werden. Dann werden wir, statt von Philosophie und einfältigem Patriotismus angesteckte junge Franzosen, gute römische gehorsame und unterwürfige Katholiken haben, die auf diese Weise ehrerbietige Unterthanen unseres heiligen Vaters werden.

— Und auf diese Weise — äußerte der belgische Bischof lächelnd — könnte unser heiliger Vater, angenommen, daß er die Katholiken Frankreichs ihres Gehorsams gegen die bestehende weltliche Gewalt entbinden wollte, durch Anerkennung einer andern Gewalt, dieser eine beträchtliche und durchaus ergebene katholische Partei sichern.

Bei diesen Worten trocknete sich der Bischof die Stirn und holte sich etwas „Sibirien" aus einer der mit Eis-Chokolade gefüllten Kannen.

— Für ein solches Geschenk zeigt eine Gewalt sich auch immer erkenntlich — sagte die Fürstin lächelnd — und sie bewilligt der Kirche dann wichtige Vorrechte.

— Und auf diese Weise — sagte der Cardinal — gelangt die Kirche wieder zu der Stellung, die ihr gebührt und die sie jetzt bei dieser gottlosen und anarchischen Zeit leider in Frankreich nicht einnimmt. Glücklicher Weise habe ich auf meiner Reise eine gute Anzahl von Prälaten besucht, deren Lauheit ich getadelt und deren Eifer ich wieder dadurch belebt habe, daß ich ihnen im Namen des Papstes geboten, offen und kühn die Preßfreiheit und die Religionsfreiheit anzugreifen, obwohl dieselben von abscheulichen revolutionären Gesetzen anerkannt sind.

— Ew. Eminenz sind also nicht zurückgeschreckt vor den großen Gefahren... vor dem grausamen Märtyrerthum, denen unsere Prälaten ausgesetzt sind, wenn sie Ew. Hochwürden gehorchen? — sagte scherzend die Fürstin. — Und diese furchtbare Mißbrauchserklärungen! — Wenn Ew. Eminenz in Frankreich lebten, würden Sie unbedingt die Gesetze des Landes angreifen... wie dieses Advokaten-

und Deputirtenpack sagt... wohlan!... dann würde das Unglück eintreten, daß der Staatsrath erklären würde, der Hirtenbrief Ew. Eminenz sei ein „Mißbrauch." — Es liegt allerdings ein Mißbrauch darin!... Können Ew. Eminenz sich wohl recht lebhaft vorstellen, wie entsetzlich es für einen Kirchenfürsten sein muß, wenn er, umgeben von seinen Würdenträgern und seinem Capitel auf seinem bischöflichen Throne sitzt und aus der Ferne ein Dutzend atheistischer Schreier in schwarzer und blauer Livree in allen Tonarten, von der Fistel bis zum Baß, ausrufen hört: — Es ist Mißbrauch! Es ist Mißbrauch! — Wahrhaftig, ist irgendwo Mißbrauch, so ist er bei diesen Leuten, denn sie übertreiben bis zur Lächerlichkeit.

Dieser Scherz der Fürstin erregte allgemeine Heiterkeit.

Deser belgische Bischof erwiederte:

— Ich finde, daß diese kühnen Vertheidiger der Gesetze, trotz ihrer Großsprechereien doch mit vollkommen christlicher Demuth verfahren. Ein Prälat züchtigt auf derbe Weise ihre Gottlosigkeit und sie antworten bescheiden mit tiefer Ehrerbietung: Ach, Herr Bischof, es ist Mißbrauch!

Neues Gelächter empfing diesen Scherz.

— Man muß ihnen schon das Vergnügen lassen, ein unschädliches Geschrei zu erheben gleich Schulbuben, denen die Ruthe ihres Lehrers empfindlich wird — sagte lächelnd der Cardinal. — Wir werden doch immer wider ihren Willen und ohne daß sie es merken — bei ihnen sein — zunächst weil uns mehr als ihnen selbst ihr Seelenheil am Herzen liegt, denn aber auch, weil die Staatsgewalt immer unsrer bedürfen wird, um sie zu weihen und um das

Volk im Zaume zu halten. Uebrigens, während die Advokaten, die Deputirten und die Atheisten der Universität ihrem ohnmächtigen Hasse durch Geschrei Luft machen, vereinigen und verbünden sich die wahrhaft christlichen Seelen gegen die Gottlosigkeit. Als ich durch Lyon kam... fühlte ich mich wirklich gerührt.... Das ist aber auch eine wahrhaft römische Stadt. Brüderschaften, Büßende, Stiftungen aller Art... nichts mangelt ihr... und was noch mehr ist: binnen einem Jahr erhielt der Clerus mehr als dreihunderttausend Thaler Schenkungen. Wahrlich... Lyon ist die würdige Hauptstadt des katholischen Frankreichs.... Dreihunderttausend Thaler! — Was können die Herren Philosophen dagegen anführen?

— Leider gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon — sagte der Abbé von Aigrigny; — ich muß Ew. Eminenz sogar mittheilen, daß eine sehr bedenkliche Thatsache zum Vorschein kommt. Einige Mitglieder der niedern Geistlichkeit unternehmen es mit der Volksmasse, deren Armuth und Entbehrungen sie theilen, gemeinsame Sache zu machen. Sie bereiten sich vor, im Namen der evangelischen Gleichheit gegen die von ihnen sogenannte despotische Aristokratie der Bischöfe Einspruch zu thun.

— Wenn sie das wagen sollten — rief der Cardinal aus — würde kein Interdict, keine Strafe gegen eine solche Rebellion hart genug sein.

— Sie wagen noch mehr, Ew. Eminenz! Einige darunter denken an ein Schisma. Unter dem Vorwande, der Ultramontanismus entstelle die ursprüngliche Reinheit der Lehre Christi, verlangen sie, die französische Kirche solle völlig

unabhängig von Rom sein. Ein junger Priester, anfänglich Missionair, dann Landpfarrer, der Abbé Gabriel von Rennepont, den ich durch seine Vorgesetzten nach Paris habe citiren lassen, hat sich zum Mittelpunkt einer Art von Propaganda gemacht. Er hat mehrere Geistliche der ihm benachbarten Gemeinden um sich versammelt und ihnen zwar unbedingten Gehorsam gegen ihre Bischöfe anempfohlen, so lange nichts in der bestehenden Hierarchie geändert werde, sie jedoch gleichzeitig aufgefordert, ihre Rechte als französische Bürger zu benutzen, um auf gesetzmäßige Weise zu der von ihm sogenannten Emancipation der niedern Geistlichkeit zu gelangen. Nach seiner Ansicht hängen die Pfarrer von der Willkühr ihrer Bischöfe ab, welche sie suspendiren und ihnen ihr Brod rauben, ohne daß eine Appellation oder Beaufsichtigung stattfände.*)

— Aber der junge Mensch ist ja ein katholischer Luther! — sagte der Bischof.

Und auf den Fußspitzen gehend, schenkte er sich ein volles Glas Madeira ein, in welchem er ruhig ein Bischofskreuz von Marcipan aufweichen ließ.

Durch dies Beispiel angeregt, hielt es der Cardinal für angemessen, sich unter dem Vorwande, seine immer noch

---

*) Ein eben so achtbarer wie geachteter Geistlicher hat uns die Thatsache mitgetheilt, daß ein armer junger Priester, den sein Bischof ohne irgend einen triftigen Grund suspendirt, durch Noth und Elend so weit gebracht wurde, in einem Kaffeehause zu Lille als Aufwärter (versteht sich, mit Verheimlichung seines geistlichen Standes) zu dienen; sein Bruder versah dort eine gleiche Stelle.

eiskalten Füße zu erwärmen, mit einem Glase vortrefflichen alten Malaga zu regaliren, den er schluckweise unter dem Anscheine tiefen Nachsinnens ausschlürfte, dann erwiederte er:

— Also ... dieser Abbé Gabriel tritt als Reformator auf.... Das muß ein Ehrgeiziger sein. Ist er gefährlich?

— Nach unserm Gutachten haben ihn seine Vorgesetzten als solchen beurtheilt; man hat ihm befohlen, sich hierher zu begeben; er wird sogleich kommen, und ich will Ew. Eminenz sagen, weshalb ich ihn habe vorladen lassen; aber zuvor ist hier eine Notiz, die in wenigen Zeilen die heillose Richtung des Abbé Gabriel klar macht. Man hatte ihn über mehrere seiner Handlungen befragt, er hat diese so beantwortet, daß seine Vorgesetzten ihn in Folge dessen abberufen haben.

Bei diesen Worten nahm der Abbé von Aigrigny ein Papier aus seiner Brieftasche und verlas Folgendes:

„Frage:"

„Ist es wahr, daß Sie einem Einwohner Ihres Kirch-„spiels, der in der abscheulichsten Unbußfertigkeit gestorben, „da er einen Selbstmord begangen, das kirchliche Begräbniß „gewährt haben?"

„Antwort des Abbé Gabriel:"

„Ich habe ihm das kirchliche Begräbniß gewährt, weil „er in Betracht seines strafbaren Todes ganz besonders der „Fürbitte der Kirche bedurfte; in der Nacht nach seiner „Beerdigung habe ich nochmals die göttliche Barmherzigkeit „für ihn angerufen."

„Frage:"

„Ist es wahr, daß Sie heilige Gefäße von Vermeil

„und verschiedene Zierrathen zurückgewiesen haben, mit denen „eines Ihrer Beichtkinder, von frommen Eifer getrieben, Ihre „Kirche beschenken wollte?“

„Antwort:“

„Ich habe diese Gefäße von Vermeil und diese Zier„rathen zurückgewiesen, weil das Gotteshaus immer demü„thig und prunklos sein muß, um die Gläubigen beständig „daran zu erinnern, daß der göttliche Erlöser in einem „Stalle geboren ist. Ich habe die Person, welche meiner „Kirche diese nutzlosen Geschenke machen wollte, aufgefordert, „das Geld zu vernünftigen Almosen zu verwenden, indem ich „ihr versicherte, daß dies dem Herrn weit angenehmer sei.“

— Aber das ist ja ein bitterer und heftiger Ausfall gegen die Ausschmückung der Tempel — rief der Kardinal aus. — Dieser junge Priester ist höchst gefährlich.... Fahren Sie fort, lieber Abbé.

Und in seinem Unwillen verschlang Seine Eminenz hinter einander mehrere Becher Erdbeereis.

Der Abbé von Aigrigny fuhr fort:

„Frage:“

„Ist es wahr, daß Sie einen Einwohner des Dorfes, „einem Schweizer von Geburt und der protestantischen Ge„meinde angehörig, mehrere Tage in ihrer Pfarrwohnung „aufgenommen und gepflegt haben? Ist es wahr, daß Sie „nicht nur nicht versucht haben, ihn zu der römisch-katho„lischen-apostolischen Kirche zu bekehren, sondern daß Sie „so weit Ihre Pflichten vergessen, diesen Ketzer auf dem für „für die Mitglieder unserer heiligen Kirche geweihten Gottes„acker zu bestatten?“

„Antwort:“

„Einer meiner Brüder war ohne Obdach. Sein Le-„benswandel war rechtschaffen und thätig gewesen. Als „Greis hatte er keine Kraft mehr zur Arbeit; dann verfiel „er in Krankheit und wurde fast sterbend, durch einen un-„barmherzigen Mann, dem er ein Jahr Miethe schul-„dete, aus seiner Wohnung vertrieben; ich nahm den Greis „in mein Haus auf, ich tröstete ihn in den letzten Stun-„den. Dies arme Geschöpf hatte sein Lebelang gelitten und „gearbeitet; im Moment des Todes sprach es kein bitteres „Wort gegen das Schicksal aus; es empfahl seine Seele Gott, küßte andächtig das Kreuz und hauchte seine einfache, „reine Seele in den Schooß des Schöpfers aus.... Ehr-„furchtsvoll drückte ich ihm die Augen zu, hüllte ihn selbst „in das Leichentuch, betete für ihn; und, obwohl im pro-„testantischen Glauben gestorben, hielt ich ihn doch eines „Platzes auf dem Friedhofe für würdig.

— Immer besser — sagte der Cardinal — das ist eine übertriebene Toleranz, ein scheußlicher Angriff gegen die Maxime, die den ganzen Katholicismus enthält: „Außerhalb der Kirche kein Heil.“

— Alles dies ist um so bedenklicher, gnädiger Herr — erwiederte der Abbé von Aigrigny — als die wahrhaft christliche Milde, Nächstenliebe und Aufopferung des Abbé Gabriel nicht blos in seiner Gemeinde, sondern auch in den benachbarten Gemeinden eine wahre Begeisterung erregt haben... die Pfarrer der benachbarten Kirchspiele sind von der allgemeinen Stimmung hingerissen worden, und ohne

seine Mäßigung, wie sich nicht läugnen läßt, würde ein wahres Schisma erfolgt sein.

— Was hoffen Sie denn aber von seinem Erscheinen hier vor uns? — fragte der Cardinal.

— Die Stellung des Abbé Gabriel ist eine doppelte; zunächst als Erbe der Familie Rennepont....

— Er hat ja aber seine Rechte abgetreten? — sagte der Cardinal.

— Ja, Ew. Eminenz; und diese Abtretung, die anfänglich voller Formfehler war, ist neuerdings und zwar, wie sich abermals nicht läugnen läßt, mit seiner Zustimmung vollständig geregelt worden, denn er hatte einen Eid geleistet, daß er, was auch geschehen möge, seinen Antheil an dem Erbe vollständig der Gesellschaft Jesu überlasse. Trotzdem glaubt seine Ehrwürden der Pater Rodin, daß, wenn Ew. Eminenz, nachdem Sie dem Abbé Gabriel gezeigt, daß er von seinen Obern abgesetzt werden würde, ihm eine hohe Stellung in Rom vorschlügen... man ihn vielleicht bewegen könnte, Frankreich zu verlassen... indem ehrgeizige Gesinnungen in ihm angeregt würden, die gewiß nur schlummern, denn Ew. Eminenz bemerkten sehr treffend: Jeder Reformator muß ehrgeizig sein.

— Der Gedanke hat meinen ganzen Beifall — sagte der Cardinal nach kurzer Ueberlegung — Bei seinem Verdienste, bei seinem Einfluß auf Menschen kann es der Abbé Gabriel weit bringen... wenn er gefügig ist... und ist dies nicht der Fall... so ist es immer für das Heil der Kirche besser, daß er in Rom sich befinde, als hier... denn

in Rom . . . haben wir, wie Sie wissen, lieber Abbé . . . Bürgschaften, die Sie leider in Frankreich nicht besitzen.*)

Nach einer kleinen Pause sagte der Cardinal plötzlich zum Abbé von Aigrigny:

— Da wir vom Pater Rodin sprechen: — sagen Sie mir offen . . . was halten Sie von ihm?

— Ew. Eminenz kennen seine Fähigkeiten — sagte der Abbé von Aigrigny mit gezwungener und mißtrauischer Miene — Unser ehrwürdiger Ordensgeneral . . .

— Hat ihn beauftragt, Sie zu ersetzen — sagte der Cardinal . . . das weiß ich, er sagte es mir in Rom; aber was halten Sie von dem Charakter des Pater Rodin. . . . Kann man ein unbedingtes Vertrauen in ihn setzen?

— Es ist ein so schroffer, bestimmter, geheimnißvoller und unergründlicher Charakter — antwortete zögernd der Abbé von Aigrigny — daß sich schwer ein sicheres Urtheil über ihn fällen läßt. . . .

— Halten Sie ihn für ehrgeizig? — fragte der Cardinal nach einer abermaligen Pause. — Halten Sie ihn nicht für fähig, andere Pläne zu hegen, als den größten Ruhm seines Ordens? . . . Ja . . . ich habe Grund . . . so mit Ihnen zu reden . . . fügte der Prälat absichtlich hinzu.

— Aber — antwortete der Abbé von Aigrigny mißtrauisch, denn unter Leuten gleichen Schlages strebt jeder am klügsten zu sein — was meinen Ew. Eminenz nach Ih-

---

*) Bekanntlich bestehen noch gegenwärtig (1845) in Rom die Inquisition, die Einsperrungen in pace u. s. w.

ren eigenen Wahrnehmungen und nach dem Berichte des Ordensgenerals?

— Nun, ich meine, daß wenn seine anscheinende Ergebenheit für den Orden irgend einen Rückhalt verberge, man diesen um jeden Preis erforschen müßte... denn bei dem Einfluß, den er sich schon längst in Rom zu sichern gewußt... und der mir zufällig bekannt geworden... könnte er eines Tages... zu gewisser Zeit... sehr gefährlich werden.

— Nun denn! — rief der Abbé von Aigrigny, hingerissen durch seine Eifersucht gegen Rodin — in dieser Beziehung bin ich ganz der Meinung Ew. Eminenz: denn zuweilen habe ich Regungen eines eben so entsetzlichen, als tiefen Ehrgeizes an ihm entdeckt... und um Ew. Eminenz Alles zu sagen...

Der Abbé von Aigrigny konnte nicht weiter sprechen.

Madame Grivois öffnete, nachdem sie leise angeklopft hatte, die Thür und gab ihrer Gebieterin einen Wink.

Die Fürstin antwortete durch ein Kopfnicken.

Madame Grivois ging wieder hinaus.

Eine Secunde nachher trat Rodin in den Salon.

Zwölftes Kapitel.

Die Bilanz.

Bei Rodin's Anblick erhoben sich die beiden Prälaten und der Abbé von Aigrigny fast unwillkührlich, so sehr imponirte die wirkliche Ueberlegenheit dieses Mannes. Ihre eben noch von Mißtrauen und Eifersucht sprechenden Mienen erheiterten sich plötzlich und schienen dem Pater Rodin mit freundschaftlicher Ehrerbietung zuzulächeln; die Fürstin ging ihm einige Schritte entgegen.

Rodin, immer noch ärmlich gekleidet, stellte seinen Regenschirm in eine Ecke, indem er auf dem weichen Teppich die kothigen Spuren seiner plumpen Schuhe zurückließ, und ging dann nach dem Tisch; nicht mehr in seiner gewohnten Demüthigkeit, sondern mit entschiedenem Schritt, mit hochgetragenem Kopfe, mit zuversichtlichem Blick. Er

fühlte sich nicht nur im Kreise der Genossen, sondern er war sich auch bewußt, diese durch seinen Verstand zu überragen.

— Wir sprachen eben von Ew. Ehrwürden, mein lieber Pater — sagte der Cardinal mit liebenswürdiger Herablassung.

— Ah so! — antwortete Rodin und blickte den Prälaten fest an — und was sagte man denn?

— Nun — erwiederte der belgische Bischof, indem er sich die Stirn abtrocknete — alles Gute, was man von Ew. Ehrwürden nur sagen kann....

— Wollen Sie nicht irgend Etwas zu sich nehmen, lieber Pater? — sagte die Fürstin zu Rodin, indem sie nach dem prächtigen Buffet hinwieß.

— Ich danke, Frau Fürstin, ich habe heut Morgen meinen Rettig gegessen.

— Mein Sekretair, der Abbé Berlini, der heut Morgen Ihrem Frühstück beigewohnt, hat mir in der That Ihre Frugalität ungemein gerühmt — sagte der Cardinal; — sie ist eines Einsiedlers würdig.

— Wollen wir nicht von Geschäften sprechen? — fragte Rodin kurz, wie ein Mann, der zu herrschen und die Verhandlung zu leiten gewohnt ist.

— Es wird mir stets Vergnügen machen, Sie anzuhören — sagte der Cardinal. — Ew. Ehrwürden haben selbst den heutigen Tag dazu gewählt, um über die wichtige Rennepontsche Angelegenheit mit uns zu sprechen... die von so großer Bedeutung ist, daß sie eine Hauptveranlas-

sung meiner Reise nach Frankreich bildet... denn die Interessen der glorreichen Gesellschaft Jesu, der ich anzugehören mir zur Ehre schätze, zu fördern, heißt Roms Interessen fördern und ich habe dem Ordensgeneral versprochen, mich ganz zu Ihrem Befehl zu stellen.

— Ich kann nur das wiederholen, was Seine Eminenz so eben gesagt haben — fügte der Bischof hinzu. — Mit einander von Rom abgereist, sind unsre Ansichten auch dieselben.

— Allerdings — sagte Rodin — kann Ew. Eminenz unsrer Sache dienlich werden... und zwar sehr dienlich.... Ich werde Ew. Eminenz gleich sagen, in welcher Weise....

Dann wandte er sich zur Fürstin und fügte hinzu:

— Ich habe dem Doktor Baleinier sagen lassen, daß er herkommen möge, denn es wird gut sein, ihn von gewissen Dingen in Kenntniß zu setzen.

— Man wird ihn wie gewöhnlich eintreten lassen — antwortete die Fürstin.

Seit der Ankunft Rodin's hatte der Abbé von Aigrigny geschwiegen. Er schien mit unangenehmen Gedanken beschäftigt und einen innern, heftigen Kampf zu kämpfen. Endlich erhob er sich und sagte mit süßsaurer Stimme zum Cardinal:

— Ich will Ew. Eminenz nicht ersuchen, zwischen Sr. Ehrwürden dem Pater Rodin und mir Schiedsrichter zu sein; unser Ordensgeneral hat gesprochen: ich habe gehorcht. Da indeß Ew. Eminenz unseren Obern bald wiedersehen werden, so wünschte ich wohl, wenn Ew. Eminenz mir diese

Gunst bewilligen wollen, daß Ew. Eminenz ihm die Antworten Sr. Ehrwürden, des Pater Rodin, auf einige meiner Fragen genau überbringen möchten.

Der Cardinal verneigte sich.

Rodin blickte den Abbé von Aigrigny erstaunt an und sagte trocken:

— Das ist eine abgemachte Sache... wozu sollen diese Fragen?

— Nicht um mich zu rechtfertigen — erwiederte der Abbé von Aigrigny — sondern um den Stand der Dinge in den Augen Sr. Eminenz festzustellen.

— Dann sprechen Sie... aber nur keine unnützen Worte. — Bei diesen Worten zog Rodin seine dicke silberne Uhr heraus, sah nach und fügte hinzu: — Um zwei Uhr muß ich in St. Sulpice sein.

— Ich werde so kurz sein als möglich — antwortete der Abbé von Aigrigny mit unterdrücktem Groll, dann wandte er sich zu Rodin und begann:

— Als Ew. Ehrwürden für nöthig erachteten, Ihre Wirksamkeit an Stelle der meinigen treten zu lassen, indem Sie... vielleicht zu strenge... die Art und Weise tadelten, mit der ich die mir anvertraut gewesenen Interessen geleitet hatte... waren diese Interessen... ich gestehe es offen... gefährdet....

— Gefährdet? — erwiederte Rodin spöttisch — Verloren... müssen Sie sagen.... denn Sie hatten mir befohlen, nach Rom zu schreiben, daß man auf jede Hoffnung verzichten müsse.

— Das ist wahr — sagte der Abbé von Aigrigny.

— Es war also ein durchaus hoffnungsloser, von den Aerzten aufgegebener Kranker — fuhr Rodin spöttisch fort — den ich am Leben zu erhalten übernommen habe. Nun fahren Sie fort....

Und beide Hände in die Hosentaschen steckend, blickte er dem Abbé von Aigrigny fest in's Gesicht.

— Ew. Ehrwürden haben mich hart getadelt — begann der Abbé von Aigrygny wieder — nicht, weil ich durch alle möglichen Mittel wieder in den Besitz der unserm Orden auf so abscheuliche Weise entzogenen Güter zu gelangen suchte...

— Alle Casuisten ermächtigen Sie dazu mit Recht — unterbrach ihn der Cardinal — die Aussprüche sind klar und bestimmt. Sie hatten vollkommen das Recht, ein heimtückisch entrissenes Gut per fas et nefas wieder an sich zu ziehen.

— Sr. Ehrwürden der Pater Rodin — fuhr der Abbé von Aigrigny fort — hat mir auch nur die militairische Rohheit meiner Mittel zum Vorwurf gemacht, die Gewaltschritte, die, wie er sagte, in gefährlichem Widerspruch mit den Sitten der Zeit ständen.... Zugegeben das... konnte mich demnach rechtmäßiger Weise keine Anklage treffen... und dann würde auch ohne einen unerhörten Zwischenfall, der Erfolg des von mir beobachteten Verfahrens ein entschieden günstiger gewesen sein, so grob und stark die Mittel auch gewesen sein mochten.... Darf ich Ew. Ehrwürden nun fragen, was Sie...

— Was ich mehr als Sie gethan habe — fragte Ro-

din, nach seiner impertinenten Art zu unterbrechen, den Abbé von Aigrigny? — Was ich Besseres als Sie geleistet habe? — welche Fortschritte die Rennepontsche Angelegenheit durch mich gemacht hat, nachdem ich sie von Ihnen völlig hoffnungslos übernommen hatte? — Ist es das, was Sie wissen wollen?

— Grade das — sagte trocken der Abbé von Aigrigny.

— Nun da gestehe ich — erwiederte Rodin im spöttischen Tone — eben so große, plumpe, Aufsehen erregende Dinge, wie Sie vollbracht haben... eben so kleine, kindische, versteckte Dinge habe ich gethan. Mein Gott, ja!... Sie können sich gar nicht vorstellen, welch ein albernes Gewerbe ich seit sechs Wochen treibe, ich, der ich mich für einen Mann von großartigen Plänen ausgab.

— Ich hätte mir nie erlaubt, Ew. Ehrwürden einen solchen Vorwurf zu machen... wie wohlverdient er auch scheinen möchte — sagte der Abbé von Aigrigny mit bitterm Lächeln.

— Einen Vorwurf? — erwiederte Rodin achselzuckend — einen Vorwurf? — Da sprechen Sie sich selbst Ihr Urtheil. Wissen Sie, was ich vor sechs Wochen über Sie schrieb? — Ich sagte: „Der Abbé von Aigrigny hat vortreffliche Eigenschaften und wird mir viel nützen"... und von morgen ab werde ich Sie auch sehr thätig verwenden — schaltete Rodin ein — „aber — fügte er hinzu — „er „ist nicht groß genug, um sich vorkommenden Falles klein „stellen zu können."... Verstehen Sie mich?

— Nicht ganz — antwortete der Abbé von Aigrigny erröthend.

— Um so schlimmer für Sie — fuhr Rodin fort — denn das beweist, daß ich Recht hatte. — Wohlan! da doch Alles gesagt werden muß: ich bin so klug gewesen, seit sechs Wochen das albernste Gewerbe zu treiben.... Wie Sie mich hier sehen, habe ich mit einer Grisette geplaudert... habe mich über Fortschritt, Humanität, Freiheit, Emancipation der Frauen mit einem überspannten Mädchen unterhalten... habe über den großen Napoleon und bonapartischen Fetischdienst mit einem alten einfältigen Soldaten gesprochen; habe von kaiserlicher Glorie, von Frankreichs Erniedrigung, von Hoffnungen auf den König von Rom, mit einem wackern Mann, einem Marschall von Frankreich, gesprochen, dessen Herz zwar voll Verehrung für den auf St. Helena salbadernden Thronräuber ist, dessen Kopf aber eben so leer und hohl ist, wie eine Trompete;... bläßt man nur einige kriegerische oder patriotische Töne, so gehen entsetzliche Fanfaren los, ohne daß man weiß für wen, um was oder wofür.... Ja! ich habe noch mehr gethan: ich unterhielt mich mit einem wilden, jungen Tiger über Liebeleien.... Ich kann es Ihnen gar nicht beschreiben, wie jämmerlich es aussah, daß ein Mann, der nicht ganz ohne Verstand ist, so tief herabsteige, und sich dazu erniedrige, wie ich es gethan, durch alle diese kleinlichen Mittel, mit solcher Ausdauer, die tausend Fäden dieses dunkeln Gewebes an einander zu knüpfen.... Das ist sehr unbedeutend, nicht wahr? eine Spinne eigensinnig ihr Netz flechten zu sehen.... Was ist denn da Merkwürdiges, daß mein abscheuliches, kleines, schwärzliches Thierchen Faden an Faden

reiht, den einen wieder anknüpft, den andern verstärkt, den dritten endlich wieder verlängert? ... Sie zucken mit den Achseln ... gut! ... kommen Sie aber nach zwei Stunden wieder ... was finden Sie? das kleine schwärzliche Thier ist wohlgenährt und gesättigt und in seinem Netze hängt ein Dutzend alberner Fliegen, so fest umschnürt und umsponnen, daß das kleine schwärzliche Thierchen ganz nach Belieben Zeit und Stunde seines Mahles wählen kann....

Bei diesen Worten lächelte Rodin in seltsamer Weise, seine gewöhnlich halb durch die Augenlider verschleierten Augen thaten sich weit auf und schienen ungewöhnlich hell zu glänzen; der Jesuit empfand seit einigen Augenblicken eine Art fieberhafter Aufregung. Er schrieb sie dem Kampfe zu, den er in Gegenwart dieser hochgestellten Personen führte, welche sich bereits dem Einflusse seiner originellen und scharfen Redeweise hingaben.

Der Abbé von Aigrigny fing an zu bedauern, sich in diesen Kampf eingelassen zu haben; dennoch erwiederte er mit schlecht unterdrückter Ironie:

— Die Feinheit Ihrer Mittel bestreite ich durchaus nicht. Ich stimme Ihnen ganz bei, daß dieselben sehr kindisch ... höchst alltäglich sind, aber das genügt nicht vollkommen, um einen hohen Begriff von Ihrem Verdienste zu geben.... Ich erlaube mir deßhalb die Frage...

— Was diese Mittel bewirkt haben? — unterbrach ihn Rodin mit einer ihm ungewöhnlichen fieberhaften Aufregung. Betrachten Sie mein Spinngebe, da werden Sie das schöne, übermüthige, junge Mädchen, das noch vor sechs Wochen auf

ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Kühnheit so stolz war — jetzt bleich und niedergebeugt sehen.... Im Herzen ist sie tödtlich verwundet.

— Aber der Zug ritterlicher Kühnheit des jungen indischen Prinzen, von dem ganz Paris voll ist... muß doch großen Eindruck auf Fräulein von Cardoville gemacht haben.

— Allerdings... aber ich wußte die Wirkung dieser einfältigen und rohen Aufopferung dadurch zu schwächen, daß ich dem jungen Mädchen bewieß, einen schwarzen Panther tödten sei noch kein Beweis, daß man ein gefühlvoller, zartsinniger und treuer Liebhaber sei.

— Gut — sagte der Abbé von Aigrigny. — Es ist erwiesen, daß Fräulein von Cardoville im Herzen verwundet ist.

— Aber was ergiebt sich daraus für die Interessen der Rennepontschen Angelegenheit? — erwiederte der Cardinal neugierig, indem er die Elbogen auf den Tisch stützte.

— Zunächst ergiebt sich daraus — antwortete Rodin — daß, wenn der gefährlichste Feind, den man hat, gefährlich verwundet ist, er das Schlachtfeld räumt; das ist schon Etwas, sollte ich glauben.

— Allerdings — sagte die Fürstin — der Geist, die Energie des Fräulein von Cardoville konnten aus ihr die Seele der gegen uns gerichteten Coalition machen.

— Gut — erwiederte hartnäckig der Abbé von Aigrigny — in dieser Beziehung ist sie nicht mehr zu fürchten, das ist ein Vortheil; diese Herzenswunde wird sie jedoch nicht am Erben verhindern.

— Wer hat Ihnen das gesagt? — fragte Rodin kalt und zuversichtlich — Wissen Sie, warum ich mir so viel Mühe gegeben, um sie erst wider ihren Willen mit Djalma zusammenzubringen und sie dann, ebenfalls wider ihren Willen, wieder von ihm zu trennen?

— Ich frage Sie — sagte der Abbé von Aigrigny — inwiefern dieser Sturm der Leidenschaften Fräulein von Cardoville und den Prinzen am Erben hindern wird.

— Bricht der zerschmetternde Blitzstrahl aus heiterem oder aus einem gewitterschwangern Himmel hervor? — fragte Rodin in verächtlichem Tone. — Sein Sie unbesorgt, ich werde den Blitzableiter schon anzubringen wissen. Was Herrn Hardy betrifft, so lebte dieser Mann nur für drei Dinge — für seine Arbeiter — für einen Freund — für eine Geliebte. Nun, drei Pfeile haben ihn mitten in's Herz getroffen.... Ich ziele immer nach dem Herzen, das ist legal und sicher.

— Das ist legal und lobenswerth — sagte der Bischof — denn wenn ich recht verstanden, so hatte dieser Fabrikant eine Concubine... es ist aber nur recht und billig, dem Lasterhaften eine schlechte Leidenschaft zur Strafe werden zu lassen....

— Das ist sehr wahr — fügte der Cardinal hinzu — sie haben schlechte Leidenschaften... man benutzt diese... das ist ihre Schuld.

— Unsere heilige Mutter Perpetua — sagte die Fürstin — hat durch alle möglichen Mittel zur Entdeckung dieses abscheulichen Verhältnisses beigetragen.

— Herr Hardy ist in dem, was ihm das Theuerste war, verletzt worden, ich räume es ein — sagte der Abbé von Aigrigny, der nur Schritt vor Schritt zurückwich. Er ist auch in seinem Vermögen getroffen — aber um so gieriger wird er auf diese unermeßliche Erbschaft sein.

Dieser Schluß erschien den beiden Prälaten und der Fürstin gewichtig, alle blickten mit lebhafter Neugierde Rodin an. Statt zu antworten, ging dieser an's Buffet und gegen seine Gewohnheit stoischer Mäßigkeit und ungeachtet seines Widerwillens vor Wein untersuchte er die Flaschen und fragte:

— Was ist da drin?

— Bordeaux und Xeres — sagte die Fürstin von St. Dizier, ganz erstaunt über das plötzliche Gelüste Rodin's.

Dieser nahm aufs Gerathewohl eine der Flaschen, schenkte sich ein Glas Madeira ein und leerte es auf einen Zug. Seit einigen Minuten hatte er wiederholt ein sonderbares Schauern empfunden; diesem Schauern war eine Art Schwäche gefolgt; er hoffte, daß der Wein ihn kräftigen werde.

Nachdem er sich mit dem Rücken seiner schmierigen Hand den Mund abgewischt hatte, kam er wieder an den Tisch zurück, wandte sich an den Abbé von Aigrigny und sagte:

— Was sagten Sie in Bezug auf Herrn Hardy?

— Daß er, in seinem Vermögen beschädigt, um so gieriger hinter der unermeßlichen Erbschaft her sein werde

— erwiederte der Abbé von Aigrigny, empört über den herrischen Ton seines Vorgesetzten?

— Herr Hardy sollte an Geld denken? — sagte Rodin achselzuckend. Er denkt überhaupt nicht mehr! Er fühlt sich ganz vernichtet. Gleichgültig gegen alle weltlichen Angelegenheiten ist er in einen Starrsinn versunken, aus dem er nur erwacht, um in Thränen zu zerfließen. Dann spricht er mit mechanischer Güte zu denjenigen, die ihn mit der zuvorkommendsten Sorgfalt pflegen (ich habe ihn in gute Hände gegeben). Er beginnt jedoch das zarte Mitleiden anzuerkennen, das man ihm unablässig beweist... denn er ist gut... vortrefflich... eben so vortrefflich als schwach... und an diese Vortrefflichkeit werde ich Sie absenden... Herr Abbé von Aigrigny, damit Sie vollenden, was noch zu thun übrig bleibt.

— Mich? — fragte der Abbé von Aigrigny ganz erstaunt.

— Ja, und dann werden Sie sehen, ob der Erfolg, den ich erreicht habe, bedeutend ist... und...

Rodin unterbrach sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte zu sich selbst:

— Das ist sonderbar!

— Was ist Ihnen? — fragte die Fürstin theilnehmend.

— Nichts, Frau Fürstin — erwiederte Rodin zusammenschauernd. — Wahrscheinlich hat der Wein Schuld... den ich getrunken habe... ich bin nicht daran gewöhnt.... Ich habe etwas Kopfweh... es wird vorübergehen.

— Ihre Augen sind allerdings mit Blut unterlaufen, lieber Pater — sagte die Fürstin.

— Das kommt daher, weil ich mein Spinngewebe zu sehr in's Auge fasse — erwiederte der Jesuit mit unheimlichem Lächeln — ich muß es aber noch fortdauernd thun, um dem Abbé von Aigrigny, der sich kurzsichtig stellt... meine andern Fliegen zu zeigen... zum Beispiel die Töchter des Marschall Simon, die von Tag zu Tag trauriger und niedergeschlagener werden, weil sie fürchten, daß sich eine eisige Scheidewand zwischen ihnen und dem Marschall erhebt. Und diesen selbst... muß man seit dem Tode seines Vaters hören und sehen, wie er jetzt von zwei entgegengesetzten Ideen geplagt und gequält ist, indem er heut entehrt zu sein glaubt, wenn er das Eine thut... und morgen wieder... wenn er es nicht thut. Dieser Soldat, dieser Held Napoleons, ist jetzt schwächer und unentschlossener als ein Kind.... Nun... wer bleibt noch übrig von dieser ruchlosen Familie?... Jacques Rennepont!... Fragen Sie Morok, in welchen abgestumpften Zustand die Ausschweifungen diesen Elenden versetzt haben und welchem Abgrunde er zueilt!... Da haben Sie meine Bilanz.... In solchem isolirten, vernichteten Zustande befinden sich jetzt alle Mitglieder dieser Familie, die noch vor sechs Wochen so viel mächtige, energische, gefährliche Elemente darboten, wenn sie vereinigt worden wären; so sind jetzt alle diese Renneponts, die nach dem Rathe ihres ketzerischen Ahnherrn ihre Kräfte zu unsrer Bekämpfung und Vernichtung vereinigen sollten... und sie waren sehr zu fürchten.... Was hatte ich gesagt? Ich

würde auf ihre Leidenschaften wirken. Was habe ich gethan? Ich habe auf ihre Leidenschaften gewirkt; vergebens sträuben sie sich noch in diesem Augenblick in meinem Netze, das sie von allen Seiten umschlingt.... Sie sind in meiner Gewalt, sage ich Ihnen... sie sind in meiner Gewalt.

Seit einigen Augenblicken und je weiter Rodin sprach, unterlagen seine Mienen und seine Stimme einer auffallenden Veränderung. Sein stets so leichenfarbiges Gesicht hatte sich mehr und mehr geröthet, aber in ungleicher Weise und gleichsam marmorirt; dann erschienen seine Augen, ein grausiger Anblick, je glänzender sie funkelten, um so tiefer eingefallen, seine Stimme klang stoßend, rauh und kreischend.

Die Entstellung in Rodins Zügen, deren er selbst sich nicht bewußt schien, war so auffallend, daß die übrigen Anwesenden ihn mit einer Art von Entsetzen anblickten.

Rodin schrieb diesen Eindruck einer andern Ursache zu und, durch ein tiefes und schweres Athemholen unterbrochen, sagte er entrüstet:

— Ist es Mitleiden für dieses gottlose Geschlecht, was ich in Ihren Mienen lese?... Mitleiden für dies junge Mädchen, das nie einen Fuß in die Kirche gesetzt und in ihrem Hause heidnische Altäre errichtet hat?... Mitleiden für diesen Hardy, diesen sentimentalen Gotteslästerer, diesen philanthropischen Atheisten, der nicht einmal eine Kapelle bei seiner Fabrik hatte und die Namen eines Sokrates, Marc-Aurel und Plato mit dem Namen unseres Erlösers zusam-

menzuſtellen wagte, den er „den göttlichen Philoſophen Jeſus“ nannte?... Mitleiden für dieſen Hindu, einem Anhänger Brahma's?... Mitleiden für dieſe beiden Schweſtern, die nicht einmal getauft ſind?... Mitleiden für dieſen viehiſchen Jacques Rennepont... Mitleiden für dieſen einfältigen, kaiſerlichen Soldaten, deſſen Gott Napoleon und deſſen Evangelium die Bülletins der Armee ſind?... Mitleiden für dieſe Familie von Renegaten, deren Ahnherr, ein verfluchter Relaps, nicht damit zufrieden, uns unſer Eigenthum geſtohlen zu haben, noch aus dem Grabe heraus nach Verlauf von anderthalbhundert Jahren ſein verfluchtes Geſchlecht aufhetzt, gegen uns zu kämpfen? — Wie? um uns dieſer Nattern zu erwehren, hätten wir nicht das Recht, ſie mit ihrem eignen Gifte zu vernichten?... Ich ſage Ihnen, dieſe gottloſe Familie vor Aller Augen und grade durch die Entfeſſelung ihrer eigenen Leidenſchaften, dem Schmerz, der Verzweiflung, dem Tode zuzuführen... heißt Gott dienen, heißt ein heilſames Beiſpiel ſtatuiren!...

Rodin ſah fürchterlich aus, als er ſo ſprach. Das Feuer ſeiner Augen wurde noch leuchtender, ſeine Lippen waren trocken und dürr; ein kalter Schweiß benetzte ſeine Schläfe, deren heftiges und raſches Pulſiren ſichtbar war; neue eiſige Schauer durchrieſelten ſeinen Körper. Er ſchrieb dies zunehmende Unwohlſein in etwas der Müdigkeit zu, weil er einen Theil der Nacht über geſchrieben hatte. Um einer neuen Anwandlung von Schwäche vorzubeugen, ging er zum Büffet, ſchenkte ſich noch ein Glas Wein ein, das er

auf einen Zug leerte und kehrte dann zurück, als der Cardinal zu ihm sagte:

— Wenn das Verfahren, was Sie in Bezug auf diese Familie befolgt haben, einer Rechtfertigung bedurft hätte, lieber Pater, würden Sie es durch Ihre letzten Worte siegreich gerechtfertigt haben.... Sie sind nicht allein, wie ich bereits gesagt habe, nach den Casuisten im vollsten Recht, sondern auch vor den Augen der menschlichen Gesetze liegt nichts Tadelnswerthes darin. Was die göttlichen Gesetze betrifft, so ist es dem Herrn wohlgefällig, den Gottlosen durch die Waffen zu bekämpfen und zu vernichten, die er selbst in die Hände giebt,

— Gleich den übrigen Anwesenden durch die teuflische Zuversicht Rodins überwunden und mit einer Art scheuer Bewunderung erfüllt, sagte der Abbé von Aigrigny zu ihm:

— Ich bekenne, daß ich Unrecht gehabt habe, an der Klugheit Ew. Ehrwürden zu zweifeln. Durch den Anschein der von Ihnen angewandten Mittel getäuscht, indem ich sie nur einzeln betrachtete, vermochte ich sie nicht in ihrer furchtbaren Zusammenwirkung und besonders nicht in den Erfolgen zu beurtheilen, die sie in der That erreicht haben. Jetzt sehe ich wohl ein, daß durch Sie das Gelingen nicht mehr zweifelhaft ist.

— Das ist eine Uebertreibung — entgegnete Rodin mit fieberhafter Ungeduld. — Alle diese Leidenschaften sind in diesem Augenblick im Sieden; aber der Moment ist kritisch.... Wie der Alchymist, über seinen Schmelztiegel gebückt,

in dem eine Mixtur siedet, die ihm Schätze oder den Tod geben kann — so vermag ich auch allein jetzt...

Rodin sprach nicht zu Ende. — Mit einem unterdrückten Schmerzensschrei griff er hastig mit beiden Händen an die Stirn.

— Was fehlt Ihnen? — fragte der Abbé von Aigrigny — seit wenigen Minuten werden Sie entsetzlich bleich.

— Ich weiß nicht, was mir fehlt — antwortete Rodin mit bebender Stimme. — Mein Kopfweh wird immer stärker; eine Art Schwindel betäubte mich einen Augenblick.

— Setzen Sie sich — sagte die Fürstin theilnehmend.

— Und genießen Sie etwas — fügte der Bischof hinzu.

— Es wird nichts zu bedeuten haben — erwiederte Rodin und bezwang sich gewaltsam.... Ich bin... Gott sei Dank! nicht verweichlicht.... Ich habe diese Nacht wenig geschlafen.... Es ist Ermüdung... weiter nichts. Ich sagte also, ich allein nur könne jetzt diese Angelegenheit leisen... aber sie nicht ausführen.... Ich muß verschwinden ... muß beständig im Verborgenen wachen, daß ich die Fäden in meiner Hand habe, die ich allein... spielen lassen kann — schloß Rodin mit fast erstickter Stimme.

— Lieber Pater — sagte der Cardinal besorgt — Sie sind recht ernstlich unwohl.... Ich versichere Ihnen... Ihr Gesicht wird ganz bleifarbig.

— Das ist möglich — antwortete Rodin muthig —

aber so leicht verzage ich nicht.... Kommen wir auf unsre Angelegenheit zurück.... Der Augenblick ist jetzt da, wo Ihre Vorzüge, Herr Abbé von Aigrigny, und Sie haben deren bedeutende, wie ich nie in Abrede gestellt habe... mir sehr behüflich werden können.... Sie besitzen ein einnehmendes Wesen... Liebenswürdigkeit... eine überzeugende Beredsamkeit.... Sie müssen....

Rodin stockte abermals.

Seine Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt; er fühlte seine Kniee wanken und trotz seiner hartnäckigen Energie sagte er:

— Ich gestehe... ich befinde mich nicht recht wohl ... und doch befand ich mich heut morgen so wohl wie immer... ich zittre unwillkührlich... mir ist eiskalt.'

— Treten Sie an das Kaminfeuer... es ist ein plötzliches Unwohlsein — sagte der Bischof, indem er ihm mit heldenmüthiger Aufoferung den Arm bot — es wird keine Folgen haben.

— Wenn Sie etwas Warmes tränken, eine Tasse Thee? — sagte die Fürstin. — Glücklicherweise muß Doctor Baleinier bald kommen.... Er wird uns über dieses Unwohlsein beruhigen.

— Wahrlich... es ist unerklärlich — sagte der Cardinal.

Bei diesen Worten des Cardinals wandte Rodin, der sich mit Mühe dem Kamin genähert hatte, die Augen nach dem Prälaten hin und blickte ihn eine Secunde lang auf seltsame Weise starr an. Auf seine unbezwingliche Energie

gestützt, nahm er dann, ungeachtet der Verzerrung seiner Züge, die sichtlich verstörter wurden, wieder das Wort und sagte mit gebrochener Stimme, die er fest erscheinen zu lassen bemüht war:

— Das Feuer hat mich wieder erwärmt. Es wird nichts zu bedeuten haben. . . . Jetzt hätte ich auch wahrlich Zeit, mich zu verhätscheln! Wie käme das gelegen! . . . In dem Augenblick krank zu werden, wo die Rennepontsche Angelegenheit . . . nur durch mich allein gelingen kann! . . . Kommen wir auf unsre Angelegenheit zurück. . . . Ich sagte Ihnen, Herr Abbé von Aigrigny, daß Sie uns sehr nützlich werden können . . . und Sie ebenfalls, Frau Fürstin, denn Sie haben sich unsrer Sache angenommen, als ob es die Ihrige sei und . . .

Rodin stockte abermals. . . .

Diesmal stieß er einen heftigen Schrei aus, sank auf einen neben ihm stehenden Stuhl hin, warf sich krampfhaft rücklings über und seine beiden Hände auf die Brust legend, rief er aus:

— O! wie leide ich! . . .

— Nun folgte furchtbarerweise auf die frühere Verzerrung in Rodins Zügen fast mit Gedankenschnelle eine leichenartige Auflösung . . . seine bereits hohlen Augen unterliefen mit Blut und schienen sich ganz in ihre Höhlen zurückzuziehn, so daß der auf diese Weise vergrößerte Schatten gleichsam zwei dunkle Löcher bildete, aus deren Höhlung zwei feurige Augensterne funkelten; ruckweise Nervenzuckungen spannten und streckten über alle Vorsprünge der Ge-

sichtsknochen die schlaffe, feuchte, eisige Haut, die augenblicklich grünlich wurde; seinen durch einen gräßlichen Schmerz verzerrten Lippen entströmte ein heißer keuchender Athem, von Zeit zu Zeit durch die Worte unterbrochen.

— O! welche Pein! . . . ich verbrenne!

Dann, von einem Wuthanfall ergriffen, zerriß sich Rodin mit den Nägeln seine nackte Brust, denn er hatte die Knöpfe seiner Weste abgesprengt, sein schmutziges Hemd halb zerrissen, als ob der Druck dieser Kleidungsstücke die Heftigkeit der Schmerzen, unter denen er sich krümmte, noch erhöht hätte.

Der Bischof, der Cardinal und der Abbé von Aigrigny eilten rasch herbei und umringten ihn, um ihn festzuhalten. Er fiel in gräßliche Krämpfe. Plötzlich sammelte er alle seine Kräfte, richtete sich starr und steif wie eine Leiche in die Höhe und, seinen Anzug in Unordnung, seine spärlichen grauen Haare um sein grünliches Gesicht herumflatternd, seine rothen, flammenden Augen auf den Cardinal gerichtet, der sich grade zu ihm hinneigte, packte er diesen krampfhaft mit beiden Händen und rief in fürchterlichem Ton mit würgender Stimme:

— Cardinal Malipieri . . . diese Krankheit kommt zu plötzlich . . . man traut mir nicht in Rom. . . . Sie sind aus dem Geschlecht der Borgia's . . . Ihr Sekretair war heut Morgen bei mir.

— Unglücklicher! . . . Was wagt er zu sagen? — rief der Cardinal, eben so bestürzt als empört über diese Anschuldigung.

Er suchte sich aus den Umschlingungen des Jesuiten zu befreien, dessen krampfhaft geschlossene Finger steif wie Eisen waren.

— Man hat mich vergiftet — murmelte Rodin.

Und in sich zusammenbrechend, fiel er dem Abbé von Aigrigny in die Arme.

Trotz seiner Bestürzung hatte der Cardinal doch Zeit leise zu diesem zu sagen:

— Er glaubt, man wolle ihn vergiften... er muß also etwas sehr Gefährliches vorhaben!...

Die Thür des Salons ging auf: Doktor Baleinier trat ein.

— Ach Doktor — rief die Fürstin bleich und entsetzt aus, indem sie ihm entgegeneilte — Pater Rodin ist plötzlich von gräßlichen Krämpfen befallen worden... kommen Sie... kommen Sie.

— Krämpfe... das hat nichts zu bedeuten, Frau Fürstin — sagte der Doktor, indem er seinen Hut schnell ablegte und der Gruppe zueilte, die den Sterbenden umgab.

— Da ist der Doktor — rief die Fürstin.

Alle traten zur Seite, ausgenommen der Abbé von Aigrigny, welcher den auf einen Stuhl gesunkenen Rodin unterstützte.

— Himmel!.... welche Symptome! — rief der Doktor Baleinier, mit steigendem Entsetzen Rodin's Gesicht beobachtend, das vom Gelbgrün in's Bläuliche überging.

— Was fehlt ihm denn? — fragten alle Anwesenden wie aus einem Munde.

— Was ihm fehlt? — erwiederte der Doktor, indem er zurückfuhr, als ob er auf eine Schlange getreten hätte.

— Es ist die Cholera... und sie ist ansteckend.

Bei diesem furchtbaren magischen Worte ließ der Abbé von Aigrigny Rodin los, so daß dieser zu Boden fiel.

— Er ist verloren! — rief Doktor Baleinier, ich eile jedoch, das Nöthige zu holen, um einen letzten Versuch zu machen.

Und er stürzte auf die Thür zu.

Die Fürstin von St. Dizier, der Abbé von Aigrigny, der Bischof und der Cardinal stürzten, außer sich vor Angst, dem Doktor Baleinier nach.

Alle drängten sich nach der Thür, die aber Niemand zu öffnen vermochte, so verstört waren sie.

Die Thür öffnete sich indeß, jedoch von Außen... und Gabriel erschien.

Gabriel, dieses Urbild eines wahren, heiligen, evangelischen Priesters, dem man nie genug Ehrfurcht, innige Theilnahme, herzliche Bewunderung beweisen kann.

Sein Engelsgesicht in seiner milden Heiterkeit bildete einen seltsamen Contrast zu all diesen vor Angst verstörten Gesichtern....

Fast wäre der junge Priester beinahe von den Flüchtlingen umgerannt worden, die durch den Ausgang, den man ihnen geöffnet hatte, forteilend, ihm zuriefen:

— Gehen Sie nicht hinein... er stirbt an der Cholera... fliehen Sie!

Bei diesen Worten stieß Gabriel den Bischof, der der

Letzte war und mit Gewalt den Ausgang zu erreichen suchte, zurück, und eilte zu Rodin hin, während der Prälat durch die frei gewordene Thür entfloh.

Rodin lag auf der Erde; furchtbare Krämpfe zogen ihm die Glieder gräßlich zusammen; er wand sich in unerträglichen Schmerzen. Die Heftigkeit seines Falles hatte ihn wieder zur Besinnung gebracht; er lispelte mit Grabesstimme:

— Sie lassen mich da . . . wie einen Hund . . . sterben. . . . . O! die Schändlichen! . . . . zu Hülfe . . . . Niemand.

Und sich mit einer krampfhaften Bewegung auf den Rücken werfend, drehte der Sterbende sein den Verdammten gleichendes Antlitz, auf dem sich eine höllische Verzweiflung aussprach, nach der Decke und wiederholte:

— Niemand . . . Niemand. . .

Plötzlich begegneten seine funkelnden, wilden Augen den großen blauen Augen in dem engelgleichen, blonden Kopfe Gabriel's, der, neben ihm knieend, mit seiner sanften und ernsten Stimme zu ihm sagte:

— Ich bin es, mein Vater . . . ich komme, Ihnen zu helfen, wenn Hülfe noch möglich ist . . . für Sie zu beten, wenn der Herr Sie abruft.

— Gabriel! — lispelte Rodin mit erlöschender Stimme . . . Verzeihung . . . für das Böse . . . was ich . . . Ihnen zugefügt . . . Erbarmen . . . Verlassen Sie mich nicht . . . Bleiben . . .

Rodin vermochte nicht auszusprechen; es war ihm ge=

lungen sich aufrecht zu setzen; er stieß einen lauten Schrei aus und fiel regungslos um. . . . .
. . . .

An demselben Tage las man in den Abendjournalen:

„Die Cholera ist in Paris. . . . Der erste Fall ereignete sich heut in der Babylonstraße, im Hôtel Saint Dizier.“

Ende des siebenten Bandes.

Gedruckt bei W. Moeser und Kühn in Berlin.

lungen, sich aufrecht zu setzen; er stieß einen lauten Schrei aus und fiel rücklings um. . . . .

. . . .

An demselben Tage las man in den Abendjournalen: „Die Cholera ist in Paris. . . . Der erste Fall ereignete sich heut in der Napoleonstraße; im Hôtel Saint Elster.“

Ende des siebenten Bandes.

Gedruckt bei W. Moeser und Kühn in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 7

Berlin 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.125(4#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750495-2